

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



Immanuel Kant

300 Jahre neues Denken

4

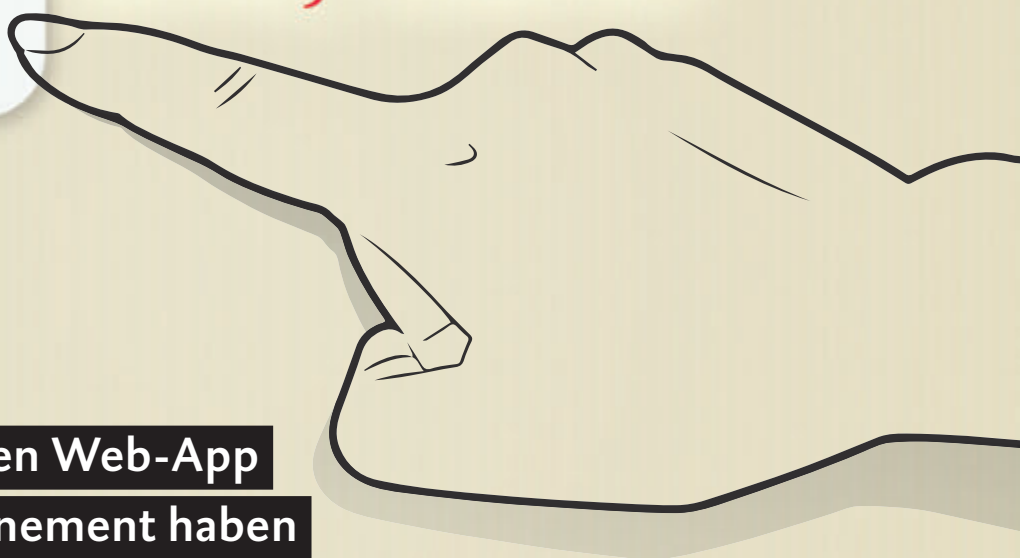
Nach dem Weltgebetstag KATJA DOROTHEA BUCK

Der Osten ist anders CHRISTIAN LEHNERT

Jeremias Gotthelf wiederentdeckt THOMAS GROSS

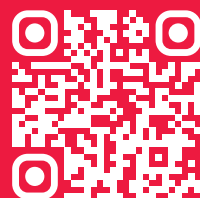


ack, zack!



**Mit unserer neuen Web-App
und Ihrem Abonnement haben
Sie den schnellsten Zugang:**

- _ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- _ zum PDF der Print-Ausgabe,
- _ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,
Kommentaren und anderen Texten
- _ und dem kompletten Online-Archiv.



Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Rita Famos
 Isolde Karle
 Friederike Krippner
 Annette Kurschus
 Bettina Limperg
 Ralf Meister
 Friederike Nüssel
 Rüdiger Schuch
 Christiane Tietz
 Friedhelm Wachs
 Olaf Zimmermann



Liebe Leserin, lieber Leser,

spätestens seit Jahresbeginn ist er (wieder) ein Medienstar: Immanuel Kant, der Philosoph aus Königsberg, der die Aufklärung am Ende ihrer Epoche neu und zukunftsfruchtig sortierte. Am 22. April ist nun wirklich sein 300. Geburtstag, und aus diesem Anlass widmen wir ihm einen Schwerpunkt, der seine Bedeutung für ein modernes, humanes Denken aufweist. Denn ich bin überzeugt, dass Kants beispielhafte Synthese aus Erkenntnis und Verantwortung uns auch heute helfen kann, mit guten Gründen an Gott zu glauben, und dass sie die Kraft hat, dem Abgleiten in Nationalismus und völkisches Denken zu wehren. „Davor bewahre uns Kant!“ – so formuliert es die Theologin Petra Bahr, Mitglied im Deutschen Ethikrat, in unserem Schwerpunkt (ab Seite 28).

Gleich zu Beginn finden Sie in dieser Ausgabe ein großangelegtes Gespräch mit dem Theologen und Dichter Christian Lehnert. Mit dem gebürtigen Dresdner reden wir über Stimmung und Lage in Ostdeutschland, wie dort Kirche vorkommt und wie sie sich positionieren kann (Seite 8). Zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses war leider noch kein Ende des Krieges in Gaza in Sicht. Vor diesem Hintergrund resümiert die Nahostexpertin Katja Dorothea Buck aus ihrer Sicht den sehr umstrittenen diesjährigen Weltgebetstag, den Frauen aus Palästina vorbereitet hatten (Seite 12).

Ostern ist vorbei, und der Frühling schreitet voran mit Grünen und Blüten, deswegen an dieser Stelle noch ein Hinweis auf ein ausgefallenes pflanzliches Thema dieser Ausgabe: Die Bedeutung von Soja für die Energieversorgung und für Tiernahrung wächst weltweit – auch in Europa. Lesen Sie dazu unsere Fotoreportage über Sojaanbau in Serbien (Seite 54)!

Ansonsten wünsche ich Ihnen viel Freude und Erkenntnis und meinethalben auch produktiven Ärger bei der *zeitzeichen*-Lektüre im April und grüße Sie herzlich im Namen der gesamten Redaktion:

RM
 Reinhard Mawick

Reinhard Mawick



Foto: Frank Zeithammer

24

Publizistik auf Evangelisch

Für gut 48 Stunden trafen sich in der Evangelischen Akademie Tutzing Mitarbeitende der evangelischen Publizistik, um über die herausfordernde Lage in ihrer Branche zu diskutieren. Immer wieder fielen zwei Begriffe: Krise und Freiheit.

KIRCHE

- 8 GESPRÄCH MIT CHRISTIAN LEHNERT
„Eine große Entfremdung“
- 12 KATJA BUCK
Nach dem Weltgebetstag
- 15 KARSTEN MATTHIS
Abenteuer Europa
- 18 FRIEDRICH BRANDI
Schaustellerseelsorger – ein ungeliebtes Kind?

KOLUMNE

- 14 RÜDIGER SCHUCH
Klare Kante gegen rechtsextrem

KOMMENTAR

- 21 REINHARD MAWICK
Ökumene: Nur noch miteinander

DAS PROJEKT

- 22 MAX TRETTER
Hip-Hop und Religion

Titelseite:

Foto: akg-images/WHA/World History Arch/WHAive

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

28

300 Jahre Kant

Immanuel Kant (1724–1804) lädt noch heute zum Weiterdenken ein. Im April-Schwerpunkt werden anhand seiner Hauptschriften die wichtigsten Charakteristika seiner Philosophie vorgestellt und ihre bleibende Bedeutung für heute gezeigt.



Bildvorlage: Friedrich Wilhelm Springer (1760–1805): Immanuel Kant (1765)

GESELLSCHAFT

- 24 STEPHAN KOSCH
Debatte um Evangelische Publizistik

STÖRFALL

- 27 ROGER TÖPELMANN
Warum der Staat uns fordern darf

300 JAHRE IMMANUEL KANT

- 30 MAGNUS SCHLETTE
Das System Kant
- 33 STEPHAN SCHAEDE
Kant und die Religion
- 37 EBERHARD PAUSCH
Kants Ewiger Friede
- 40 PHILIPP GESSLER
Autoren im Berliner Kant-Salon
- 43 INTERVIEW MIT PETRA BAHR
Was Kant für uns bedeutet

KULTUR

- 46 THOMAS GROSS
Weltliteratur aus dem Emmental

RELIGION

- 49 WALTER ROTHSCHILD
Konvertiten im Judentum



Foto: akg-images/UIG/Universal History Archive

54 Soja aus Europa

In der Vojvodina in Serbien, einer der fruchtbarsten Regionen Europas, bauen Landwirte Soja an. Unterstützt werden sie dabei von der Nichtregierungsorganisation Donau Soja. Sie hat die Umstellung der Proteinversorgung Europas zum Ziel, durch eine gentechnikfreie und nachhaltige Sojaproduktion. Die Journalisten Klaus Sieg und Jörg Böhling haben sich zwischen Traktoren, Mähreschern und einem Büro in Novi Sad umgesehen.

49

Jude werden

Normalerweise muss man in eine jüdische Gemeinschaft hineingeboren werden durch eine jüdische Mutter. Aber in Ausnahmefällen kann man sich entscheiden, ihr beizutreten. Wohl und Wehe des Übertritts zum Judentum gerade in Deutschland beschreibt der Berliner Rabbiner Walter Rothschild.



Foto: Jörg Böhling

REPORTAGE

- 54 KLAUS SIEG (TEXT) · JÖRG BÖHLING (FOTOS)
Soja – der Senkrechtstarter in Europa

REZENSIONEN

Musik

- 61 REINHARD MAWICK
Gregor Joseph Werner: Messen und Motetten
- 61 UDO FEIST
Cat Power Sings Dylan

Hörbuch

- 62 ANGELIKA HORNIG
Franz Kafka: Romane

Bücher

- 62 HELMUT KREMERS
Omri Boehm/Daniel Kehlmann:
Der bestirnte Himmel
- 63 MARTIN HEIMBUCHER
Magdalene L. Frettlöh:
Der Schrift zugeneigt
- 63 UTA POHL-PATALONG
Peter Zimmerling: Morgen Kirche sein
- 64 MANFRED GERLAND
Detlef Lienau: Rucksack packen,
Schuhe binden – los!
- 65 DIRK SIEDLER
Dirk Sawatzki: Jeschua Bar Josef

- 67 UDO FEIST
Jake Wallis Simons: Israelphobie
- 68 REINHARD LASSEK
Michael Gerhardt: Firmament und Kosmos
- 68 KARL TETZLAFF
Eberhard Rathgeb: Maler Friedrich

- | | |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren | 6 Magazin |
| 64 Buchtipps | 73 Notabene |
| 3 Editorial | 71 Notizen |
| 69 Filmtipps | 70 Personen |
| 67 Impressum | 73 Punktum |
| 52 Klartext | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour | 74 Vorschau |
| 59 Leserbriefe | |



Foto: Hans-Jürgen Krackher

Der Gartenpionier Karl Foerster

Das Potsdam Museum zeigt in einer Jubiläumsausstellung „Neue Wege, neue Gärten“ zum 150. Geburtstag des Gartenpioniers Karl Foerster (1874–1970) die vielfältigen Facetten seines Schaffens. Foersters Stil prägt bis heute die Gartenkultur in Europa und in Übersee. Blühfreudige Stauden und Ziergräser sind in den Gärten heute selbstverständlich. Das war nicht immer so. Eingeführt hat sie Karl Foerster. Er schrieb zwischen 1910 bis 1970 von Potsdam Bornim aus Gartengeschichte. 1910 hatte er seine Gärtnerei von Berlin-Westend nach Potsdam-Bornim verlegt. In seinem Garten zeigte er, wie Pflanzen – darunter viele seiner Züchtungen – ganzjährig ein naturalistisches Bild entfalten können. Seine Ideen beschrieb er in zahlreichen Publikationen und beeinflusste damit Generationen an Gartenbegeisterten. Informationen unter www.potsdam-museum.de und www.denkmalschutz.de/denkmal/wohnhaus-und-garten-karl-foerster.html

Aufstand für „Gerechtigkeit“

In der Mitmachausstellung „1525! Aufstand für Gerechtigkeit“ in Eisleben und Mansfeld lässt sich ab Mai nachvollziehen, wie im so genannten Bauernkrieg im Jahr 1525 die einfache Bevölkerung gegen ihre geistliche und weltliche Herrschaft aufbegehrte. Dabei gingen Kirchen, Klöster und Burgen in Flammen auf. Ein großes begehbare Spielbrett ermöglicht es den Besucherinnen und Besuchern, in die Rollen der damals Beteiligten zu schlüpfen und die Zeit unmittelbar vor dem Aufstand aus verschiedenen Perspektiven zu erleben. Im zweiten Teil der Ausstellung in Mansfeld taucht man in die Welt des 16. Jahrhunderts ein und kann die Lebenswelten der damaligen Akteure hautnah nachempfinden. Darüber hinaus bietet das umfangreiche Begleitprogramm der Ausstellung den Besucherinnen und Besuchern die Gelegenheit, noch mehr über die historischen Hintergründe zu erfahren. Vorträge, Konzerte, Workshops und viele andere Mitmachangebote ergänzen das Ausstellungserlebnis und ermöglichen es, sich noch intensiver mit der Zeit des Bauernkrieges auseinanderzusetzen.

Podcast von Dominikanerinnen

Seit wenigen Tagen sind die ersten drei Folgen des neuen Podcasts „Mit anderen Worten. Zwei Welten im Gespräch“ erschienen. Dabei begegnen Persönlichkeiten aus Kultur und Gesellschaft Dominikanerinnen. Der Philosoph und Schriftsteller John von Düffel spricht mit Schwester Judith Moormann über das einfache, das bewusste Leben. Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann tauscht sich mit Schwester Scholastika Jurt über die Bedeutung von Ritualen aus. Der Sozialmediziner Gerhard Trabert und Schwester Klarissa Watermann teilen miteinander ihre Erfahrungen aus der Arbeit mit Wohnungslosen und stellen sich die Frage, wie viel Mitgefühl gesellschaftlicher Zusammenhalt braucht. Der Podcast wird ab Ostern 2024 auf allen gängigen Plattformen verfügbar sein. Alle Folgen und Informationen finden Sie auch unter www.podcast-dominikanerinnen.net.



Foto: Luther-Museen

Gedenkprojekt „Zwei Sterne“ in Hagen

Schülerinnen und Schüler der Wilhelm-Busch-Schule Hagen, einer Förderschule für emotionale und soziale Entwicklung, haben ein Stück Erinnerungskultur ganz eigener Art gestaltet. Sie erzählen in einem zehnmütigen Videoclip die Geschichte von Margot und Rolf Stern: In Hagen lebten die jüdischen Geschwister Stern, die als Juden von den Nazis verfolgt wurden. Während Rolf Stern als 15-Jähriger die Flucht in die USA gelang, wurde seine Schwester Margot mit ihren Eltern und vielen anderen Juden in einem Wald bei Minsk erschossen. Ralf Stern kam wenig später, 1945, als US-amerikanischer Soldat nach Deutschland zurück. Die Jugendlichen der Hager Schule nutzen Hip-Hop, um diese Geschichte nachzuerzählen. Dabei geholfen haben ein Musiker, ein Sprayer und ein Tänzer. Der Clip ist unter diesem Link zu sehen: www.youtube.com/watch?v=-t-fhEbSeVo.

Versicherer prüfen Regress gegen Kirchen

Auf die Kirchen könnten Regressforderungen der gesetzlichen Unfallversicherungen zukommen. Derzeit werde geprüft, ob die Kirchen für geleistete Entschädigungen und Renten nach Fällen sexualisierter Gewalt in Regress zu nehmen seien, bestätigte die Verwaltungs-Berufsgenossenschaft dem Evangelischen Pressedienst. Bei diesen möglichen Regressforderungen geht es um Fälle, bei denen die Betroffenen ehren- oder hauptamtlich für die Kirchen tätig waren.

Foto: Städel Museum Frankfurt

Das Werk von Käthe Kollwitz im Städel Museum

Das Städel Museum in Frankfurt (Main) widmet Käthe Kollwitz (1867–1945) noch bis zum 9. Juni 2024 eine große Ausstellung. Die Schau nimmt die Vielfalt, Sprengkraft und Modernität ihres Werks in den Blick. Kollwitz ging als Künstlerin eigene Wege: Sie entschied sich ebenso kühn wie zielstrebig nicht für die Malerei, sondern vor allem für Druckgrafik und Zeichnung und fand darin zu einer eigenständigen Bildsprache von eindringlicher Unmittelbarkeit. Die Ausstellung zeigt mehr als 110 Arbeiten auf Papier, Plastiken und frühe Gemälde der Künstlerin, darunter herausragende Leihgaben unter anderem aus dem Berliner Kupferstichkabinett, dem Käthe Kollwitz Museum Köln, dem Art Institute of Chicago, dem Sprengel Museum Hannover und der Staatsgalerie Stuttgart. Die Schau befasst sich dabei unter anderem mit dem Spannungsfeld zwischen Ästhetik und Politik in ihrem Werk. Ein Überblick über die deutsch-deutschen Lesarten der Künstlerin nach 1945 reflektiert abschließend die Wirkmacht kulturpolitischer Erzählungen.



Foto: Jens Schulze

„Eine große Entfremdung“

Der Leipziger Dichter und Theologe Christian Lehnert über die Stimmung in Ostdeutschland, die Kirche auf dem Dorf und mögliche Konsequenzen aus der EKD-Missbrauchsstudie

zeitzeichen: *Herr Lehnert, Sie leben in einem Dorf im Ost-Erzgebirge. Können Ihre Dorfnachbarn etwas mit Ihren Geschichten anfangen? Haben Sie schon einmal Resonanz zu Ihren Büchern bekommen?*

CHRISTIAN LEHNERT: Die meisten meiner alteingesessenen Nachbarn lesen keine Bücher. Manchmal fragt mich einer, was ich so schreibe, und wenn ich sage „vom Wald“ oder „von den alten Balken meines Dachstuhls“, „vom böhmischen Wind“, dann ist das genug. Vor dem Phänomen des Bücherschreibens stehen die Alten rätselnd: Wozu muss man Dinge aufschreiben, die kommen und vergehen? Unter ihnen gibt es wunderbare Erzähler, die pflegen ein mündliches Gedächtnis.

Wie das?

CHRISTIAN LEHNERT: Das Dorf ist durchwuchert von Geschichten.

Man muss wahrscheinlich genauer zuhören. Man muss vorher Vertrauen im Dorf gewinnen, hört man dann diese Geschichten?

CHRISTIAN LEHNERT: Das Dorfgefüge besteht aus Geschichten und aus unausgesprochenen Geschichten. Wer ankommen will, muss seinen Ort darin finden, muss lauschen. Unser altes Haus hat schon sehr viel zu erzählen: rostiges Werkzeug, der Pferdeschlitten, die Ställe, die alten Obstbäume ... Das sind alles Stimmen, die etwas sagen wollen. Was in der Stadt zur gesellschaftlichen Orientierung wichtig ist, Moden und Kleidungsstile, persönliche Identitätszeichen – das steht hier in der zweiten Reihe. Doch die dörfliche Welt steht ja in einer

verstörend schnellen Umgestaltung. Wegzug, Erinnerungsabbrüche ...

Nun ist Religion in Ostdeutschland der ganz großen Mehrheit der Menschen ziemlich fern, zumindest sagt das die Religionssoziologie. Ihre Bücher kreisen aber stark um Religion. Sind diese Bücher dann trotzdem genau für diese Situation geschrieben – oder sind sie eigentlich sehr weit weg, und nur die Wenigsten können etwas damit anfangen?

CHRISTIAN LEHNERT: Jedes Buch hat einen inneren Leser. Meine Prosa spricht zu Menschen, die religiös sensibel sind und suchend, zu Leuten, die Fragen haben. Die gibt es im Osten wie anderswo. Ich suche nach Ausdrucksformen für eine Bewusstseinshaltung, die ich als offen bezeichnen möchte: offen für das Unerwartete, das Unverfügbare.

Muss man diese besonderen Ausdrucksformen verstehen?

CHRISTIAN LEHNERT: Ich rechne mit Lesern, die bereit sind, sich irritieren zu lassen, die ahnen, dass ihre Fragen größer sind als alle denkbaren Antworten. Auch religiöse Skeptiker, auch Agnostiker lesen meine Bücher, das merke ich aus Zuschriften. Aber wer überhaupt keine spirituellen Antennen hat, kein Sensorium ins Fremde, auch keine Neugier, der ist in den Texten verloren. Das weiß ich auch. Meine Bücher haben daher eine gewisse Beschränkung in der Reichweite, spezifisch ostdeutsch sind sie nicht, auch wenn sie hier wurzeln, gerade in der Erfahrung weltanschaulicher Umbrüche.

Könnte gerade die Fremdheit, die diese Texte haben, für manche Leute in Ostdeutschland reizvoll sein, gerade weil die Texte so fremd sind?

CHRISTIAN LEHNERT: Das Problem in Ostdeutschland ist ja nicht, dass es viele religiös Suchende und neugierige Agnostiker gäbe, die nicht den Weg in die Kirche fänden, sondern hier bestehen stabile säkularisierte Milieus, wo Religion einfach gar keine Rolle spielt. Das ist auch in unserem Dorf so. Da sind Familien, die – ich würde sagen – mythisch-rituell mit ihrem Alltag umgehen, die im Naturjahr stehen, aber für die die Kirchenferne ein Identitätssymbol ist: „Wir gehen nicht in die Kirche.“ Das sagen sie mir ohne Aggressivität, und dahinter steckt keine antireligiöse Energie, sondern einfach eine andere, nun über drei Generationen eingeübte säkulare Kultur.

Das ist natürlich sehr schwer zu überwinden, wenn man solche Leute gewinnen wollte.

CHRISTIAN LEHNERT: Das halte ich für mittelfristig unmöglich. Irgendwann wird sich das vielleicht auch wieder verflüssigen, aber im Moment verfestigt es sich eher. Noch dazu hier im Osterzgebirge, wo die Kirche oftmals wahrgenommen wird als eine Institution, die nur bedingt in der

Region verwurzelt ist. In dem Raum, in dem ich lebe, wird Kirche eher als etwas Städtisches, Fremdes, ja sogar eher Westdeutsches wahrgenommen. Das ist weiter hinein ins Gebirge anders.

Hängt das an den Protagonistinnen und Protagonisten in den Kirchen?

CHRISTIAN LEHNERT: Ich bin kein Soziologe. Ich kann das nur aus meiner beschränkten Sicht beobachten: Die Gemeinden sind ausgedünnt und, ausgenommen die Kirchengebäude, kaum mehr wahrnehmbar, kaum mehr mit menschlichen Begegnungen verbunden. Dann aber gerät die mediale Darstellung in die Mitte, die Wahrnehmung der Kirche vor allem als staatsnahe und bürgerliche Institution.

Das liegt auch an dem, was die Kirche so verlautbart?

CHRISTIAN LEHNERT: Pfarrerinnen haben hier bei uns teils Riesengebiete. Es gibt, bei allem Fleiß, immer weniger persönliche Beziehungen. Kirche wird dann naturgemäß stärker wahrgenommen in dem, was sie verlautbart, und dann erscheint sie meist als politischer Akteur, als interessengeleitet, als Abbild einer anderen gesellschaftlichen Schicht, die – ich sage das verkürzt – als westdeutsch, städtisch, wohlhabend wahrgenommen wird. Die Religion wird dann zweitrangig.

Umfragen zufolge könnte die AfD im Herbst in Ostdeutschland rund 35 Prozent bekommen. Wie bewegt Sie diese Entwicklung? Stehen Sie ein bisschen fassungslos davor?

CHRISTIAN LEHNERT: Die Entwicklung hat sich lange abgezeichnet, irritierend ist sie dennoch. Sachsen steht da mitten in einer allgemeinen Entwicklung in Osteuropa, im ehemaligen Ostblock. Ich bin Dichter, kein politischer Analyst, gewissermaßen nur einer, der sich mit Dingen beschäftigt, für die die Worte noch fehlen, für Bauchgefühle vielleicht, für Atmosphären. Ich kann nicht mit politischen Analysen aufwarten, höchstens mit einer gewissen Sensibilität für das Ungesagte. Die oft formelhaften Abwehrreflexe derzeit,

Großdemonstrationen mit deutlichem Sicherheitsabstand und mit Losungen, die sich gelegentlich selbst am Rande des Demokratischen bewegen, helfen, glaube ich, nicht wirklich weiter.

Warum wählen Leute hier die AfD?

In unserem Dorf sind es viele – aber ich kenne hier kaum einen Rechtsextremen. Weniger politische Einschätzungen stehen dahinter als Gefühle. Die AfD arbeitet mit Gefühlen. Das ist das Gefährliche. Gefühle, abgehängt, sprachlos, nicht repräsentiert, anders zu sein.

Aber Gefühle sind eben Gefühle, dagegen ist schwer zu argumentieren.

CHRISTIAN LEHNERT: Gefühle sind Wirklichkeiten. Sie sind so real wie ein Buchenstamm und wie das Winterwetter. Man kann sie nur bedingt versachlichen. Argumente überzeugen, wie es heißt, niemanden. Eines der Gefühlselemente, die mir begegnen, ist eine tiefe Verunsicherung. Die Dörfer hier haben die Kollektivierung in der DDR, den Zusammenbruch des Sozialismus und vor allem danach

Nicht das Jahr 1989 erscheint als entscheidende Zäsur, sondern die Zeit danach.

in den 1990er-Jahren massive soziale Abbrüche durchlebt. Höre ich die Geschichten hier, dann erscheint nicht das Jahr 1989 als entscheidende Zäsur, sondern die Zeit danach: Arbeitslosigkeit, Neuanfänge, neue Eliten, neuer Großgrundbesitz westlicher Investoren. Viele mussten sich völlig neu definieren, haben sich selbstständig gemacht, sind gescheitert, haben etwas anderes gemacht ... und so weiter.

Es waren fast traumatische Umbrüche.

CHRISTIAN LEHNERT: Diese werden, so wieder das Gefühl, nicht gewürdigt. Die Lebensgeschichten vieler Menschen hier kommen gesellschaftlich, gefühlt, nicht vor. Wir waren anfangs im Gespräch bei den Geschichten. Was ist, wenn Geschichten permanent von anderen

Geschichten verdrängt werden? Dann fehlt irgendwann die eigene Sprache. Immer ist man dann schon „gesagt“, „gedeutet“, „eingeordnet“ in die Erzählungen der Sprachmächtigen. Das führt zum Rückzug. Es gibt hier eine große Entfremdung von Politik und von etablierten Medien, weil man diese als schichtenspezifisch und bevormundend wahrnimmt.

In den Medien arbeitet in der Tat meist der gebildete westdeutsche Mittelstand.

CHRISTIAN LEHNERT: Der gebildete, eloquente, großstädtische, westdeutsche Mittelstand. Deutschlandfunk oder ARD beispielsweise gelten hier bei vielen überhaupt nicht mehr als vertrauenswürdige Medien. Viel Vertrauen wurde auch noch in der Corona-Zeit verspielt, als sich gerade die öffentlich-rechtlichen Medien in gesundheitspolitische Instrumente verwandelten, die sich gezielte Bewusstseinsbildung auf die Fahnen schrieben. Da sind alle mit DDR-Vergangenheit sehr sensibel.

Kann man sagen: Was uns die Welt aufschließt, existiert gar nicht?

CHRISTIAN LEHNERT: In dieser Formulierung steckt schon ein Problem: Was ist denn „die“ Welt? Und wer schließt sie auf? Wer ist dazu berechtigt? Uns fehlt nicht die eine Sicht, die uns die Welt aufschließt, sondern eine Kultur wirklicher Pluralität und Vielgestaltigkeit. Das Kommunale, der Widerstreit von Ansichten, die Vielstimmigkeit, das angstfreie

Uns fehlt eine Kultur wirklicher Pluralität und Vielgestaltigkeit.

Gespräch in der Öffentlichkeit – die gilt es zu verteidigen gegen rechte totalitäre Träume. Aber eben auch nicht nur gegen diese und die AfD, auch wenn diese im Moment besonders bedrohlich wirken. Es sind leider viele Kräfte, die diese Kultur bedrohen, manche wirken im Stillen: etwa eine fortschreitende Ökonomisierung unserer Wirklichkeit, auch

die Tendenzen zu oligarchischen Netzen in Politik, Wirtschaft, Medien und Wissenschaft, auch jene Kräfte, die im Sinne einer behaupteten „Alternativlosigkeit“ Politik als reine technokratische Verwaltung verstehen. Aber ich will noch ein weiteres der gefährlichen Gefühle im Osten nennen: Perspektivlosigkeit. Die Schichtendurchlässigkeit, das sagen auch viele Soziologen, ist in Ostdeutschland problematisch gering. Ein junger Mensch in Ostdeutschland hat geringere Chancen, Karriere zu machen, wie es so heißt, vorwärtszukommen. Er kommt schwer hindurch durch eine Kruste fester Strukturen, in denen mehrheitlich Westdeutsche sich in Leitungspositionen etabliert haben.

Aber es könnte sich natürlich auch irgendwann mal wieder ändern.

CHRISTIAN LEHNERT: Das könnte sich ändern, wird sich auch. Gegenwärtig ist die Tendenz anders.

Man hat kaum Fortschritte gemacht?

CHRISTIAN LEHNERT: Eher Rückschritte. Wer etwas werden will, geht aus einem Dorf wie unserem fort. Von denen, die zurückbleiben, wählt mehr als ein Viertel AfD.

Auf den kirchlichen Raum bezogen: Wie soll man mit AfD-Mitgliedern in Kirchenvorständen umgehen, muss man sich deutlicher abgrenzen? Gibt es da überhaupt ein Patentrezept?

CHRISTIAN LEHNERT: Das ist eine Gratwanderung. Es gilt, sich gegen politische Ideen zu stellen, ohne die Menschen zu verachten, die sich ihnen aus vielen Gründen angeschlossen haben. Das ist ein alter ethischer Zwiespalt im Christentum: Wir balancieren auf einem Grat zwischen Klarheit und Barmherzigkeit, zwischen Abgrenzung und Suche nach dem Mitmenschen, der anders denkt und fühlt als wir. Ja, und zu dem Grat kommt noch ein dritter Gefahrenhang: moralischer Hochmut, der den Balken im eigenen Auge nicht sieht. Vor uns steht die schwierige Aufgabe, eine Religiosität zu leben, die eine politische Dimension hat, aber

im Wesen etwas anderes ist, sich aus anderen Quellen speist. Wenn die Kirche nicht wahrgenommen wird als Instanz, die mit einem Bein nicht in der Politik steht, nicht in dieser Welt, sondern in einem weiteren Horizont als alle politischen Verortungen, dann führen ihre Positionierungen immer zu massiven Missverständnissen. Das erleben wir ja. Die Antwort der Kirche auf die AfD und die Totalitarismen der Gegenwart kann eigentlich nur in einer vertieften Religiosität bestehen, einer Verschiebung des Blicks aus den Mustern politischer Freund-Feind-Bilder heraus zu einer radikalen Aufmerksamkeit, wie es die Mystiker nannten, der liebenden Aufmerksamkeit auch gegenüber Gegnern, in denen Christen dasselbe Geheimnis Gottes erkennen wie in der eigenen Tiefe. Die Gefühle der Menschen, die realen und auch gefährlichen Gefühle, brauchen eine Gefühlsantwort, und die Kirche kann diese geben, auch in ihrer sozial verdünnten Form: als gelebtes Beispiel, als spirituelle, offene Menschlichkeit, konkret verwirklicht, auch gegenüber dem Nachbarn, der AfD-Positionen vertritt.

Christian Lehnert, geboren 1969 in Dresden, verweigerte in der DDR den Wehrdienst und diente als Bausoldat. Er studierte Religionswissenschaft, Evangelische Theologie sowie Orientalistik unter anderem in Jerusalem. Lehnert war Pfarrer im sächsischen Müglitztal und von 2008 bis 2012 Studienleiter für Theologie und Kultur an der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg. Seit Mai 2012 ist er wissenschaftlicher Geschäftsführer des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD an der Universität Leipzig. Lehnert hat zahlreiche Literaturpreise erhalten, unter anderem 2016 den Eichendorff-Literaturpreis. Im gleichen Jahr wurde ihm die Ehrendoktor-Würde der Theologischen Hochschule Augustana in Neuendettelsau verliehen.

„Noch nicht einmal der Pfarrer versteht mich!“ – wäre das die Logik?

CHRISTIAN LEHNERT: Ich weiß, es ist alles heikel, aber man kann nicht die Brücken komplett abbrechen, weil man damit die Brücken zu ganzen sozialen Milieus abbräche. Vor Ort, auch in den Kirchenvorständen, sehe ich keine andere Chance, als auch mit AfD-Leuten zu sprechen, mit ihnen zu streiten, ideologische Muster anzubohren, so weit es geht. Das hat Grenzen, ja. Aber diese findet man nur, wenn man sie aufsucht. Es ist mühsam, gefährlich. Das betrifft übrigens jede Auseinandersetzung mit politischen Kräften, die extremismusoffen sind, und das sind leider immer mehr Gruppen, die gemäß der politischen Farbenlehre grellbunt leuchten.

Wie ist der Diskussionsprozess zum Umgang mit der AfD in der sächsischen Kirche?

CHRISTIAN LEHNERT: Das fragen Sie besser einen Vertreter der Landeskirche. Ich habe naturgemäß nur einen beschränkten Ausschnitt vor Augen. Hier vor Ort im Osterzgebirge sind Kirche und AfD an der Basis, so mein Eindruck, kaum zu entflechten – und das liegt nicht speziell an den Gemeinden, sondern an der gesellschaftlichen Situation. Es betrifft ebenso die Freiwillige Feuerwehr wie Naturschutzgruppen und Heimatvereine.

Das zweite große Thema der vergangenen Monate war die Veröffentlichung der ForuM-Studie zum Missbrauch in der evangelischen Kirche in Deutschland. Was hat die mit Ihnen gemacht?

CHRISTIAN LEHNERT: Es ging mir wie vielen: Ich war schockiert und, im nächsten Moment, nicht wirklich überrascht. Es macht vor allem traurig, weil es wieder so massiv die Glaubwürdigkeit unserer Kirchen untergräbt, die ohnehin schon angeschlagen ist. Die Kirche, die gebrochene Kirche, die schuldbeladene Kirche – sie will ja vor allem als eschatologisches Geheimnis geglaubt sein, und das fällt schwerer.

Eines der Ergebnisse der Studie war der, zumindest in dieser Deutlichkeit, zuvor kaum wahrgenommene, spezifisch evangelisch gefärbte Klerikalismus. Der hat den Missbrauch stärker begünstigt, als man geglaubt hatte. War das für Sie ein neuer Gedanke?

CHRISTIAN LEHNERT: Ich weiß nicht genau, ob ich dazu nicht lieber schweigen sollte. Ohnehin sind Worte ambivalente Wesen: Sie können etwas zeigen, und dabei verdecken sie immer auch etwas, sie eröffnen und verbergen in einem Atemzug. Vielleicht sollte man besser erst einmal innehalten. Ich bin ja auch nur ein bewegter Zeitgenosse, ein irritierter Christ, ein verunsicherter Theologe. Ich weiß nicht genau, ob Klerikalismus wirklich das Problem ist oder nicht allgemeiner die missbrauchte Autorität, die sich in Klerikalismus äußern kann, aber nicht muss. Autorität wiederum ist eine Größe, die aus unserer Gesellschaft, vor allem aber auch aus religiösen Institutionen wie auch einer jeden spirituellen Bewegung nicht wegzudenken ist. Ich weiß nicht, ich kenne solche Momente vom Schreiben: Es gibt Momente, wo man den Assoziationen nicht folgen darf, weil es zu früh ist. Man muss dann unterbrechen, sonst schreibt man sich in einer Erzählung in die Irre.

Es ist ja auch ein gewisser Widerspruch zu der Tatsache, dass andererseits die Studie eine Autoritätsdiffusion feststellt.

CHRISTIAN LEHNERT: Das ist der Punkt, und es zeigt sich, dass die Probleme viel tiefer in unserer Gesellschaft wurzeln, als solche Begriffe wiedergeben können. Es ist, als würde ein dunkles kollektives Unbewusstes aufbrechen. Es ist immerhin ein Zeichen von innerer Größe, wenn sich die Kirchen dem stellen, ihren eigenen Abgründen stellen. Das tun andere nicht.

Was muss nun geschehen – oder soll man auf dem Weg weitergehen, den man schon begonnen hat?

CHRISTIAN LEHNERT: Es liegen Wunden bloß, es liegen Trümmer verstreut. In meinem Gefühl stehen

jetzt lange, langsame Heilungsprozesse an. Diese sind ohnehin schwer in einer als krisenhaft wahrgenommenen kirchlichen Situation.

Müssen Strukturen geändert werden?

CHRISTIAN LEHNERT: Ich weiß zu wenig von Strukturen.

Aufgrund dieser kirchlichen Vorfälle?

CHRISTIAN LEHNERT: Bitte, ich weiß das im Moment nicht. Mir stehen auch keine sprachlichen Muster zur Verfügung, um das alles einzuhegen. Die Kirchen trifft eine Krankheit

Die Kirchen trifft eine Krankheit aus dem eigenen Inneren, wie eine Art Schlaganfall, eine innere Blutung.

aus dem eigenen Inneren, wie eine Art Schlaganfall, eine innere Blutung. Verbunden mit Schuld und Versagen und Selbstvergessenheit. Das geschieht in einem gesellschaftlichen Klima, das ohnehin gegenüber religiösen Weltzugängen rauer wird.

Wie meinen Sie das?

CHRISTIAN LEHNERT: Das veränderte gesellschaftliche Klima? Bürgerliche Kulturen zerfallen, in denen tradierte Religion eine Rolle spielte; neue, disparate, quasi-religiöse Formen tauchen auf in ganz unerwarteten Gewändern, antireligiösen Gewändern, etwa als Wissenschaftsglauben oder als Transhumanismus; eine enorme Pluralisierung und Subjektivierung von Weltbildern geschieht; atemlos, schnell sind alle diese Erscheinungen, die von solchen abstrakten „-ung-Wörtern“ kaum mehr erfasst werden können. Uns fehlen noch die Begriffe. Es gibt viele Mosaiksteinchen, die noch kein Bild ergeben, aber es ist ungemütlicher für religiöse Gemüter geworden.

Das Gespräch führten Philipp Gessler und Reinhard Mawick am 1. Februar in Leipzig. Der zweite Teil des Interviews erscheint in der kommenden Mai-Ausgabe.

Irgendwann falsch abgebogen

Der Weltgebetstag der Frauen ist vorbei. Unser Umgang mit dem Nahostkonflikt bleibt kompliziert

KATJA DOROTHEA BUCK

So hart wurde noch selten über einen Weltgebetstag gestritten wie in diesem Jahr. Massive Antisemitismusvorwürfe gegen die Liturgie aus Palästina standen im Raum. Am 1. März haben nun doch Hunderttausende in Deutschland den Weltgebetstag gefeiert. Die Frage stellt sich: Haben sich all die Diskussionen überhaupt gelohnt? Die Religionswissenschaftlerin und Journalistin Katja Dorothea Buck blickt zurück.

Das ein Weltgebetstag (WGT) aus Palästina in Deutschland nicht einfach zu feiern sein würde, war den Verantwortlichen von Anfang an klar. 1994 war schon einmal die Liturgie aus Palästina gekommen. Und auch damals wurde mit harten Bandagen darüber gestritten, ob man in Deutschland die Formulierungen palästinensischer Frauen in einem Gottesdienst einfach übernehmen kann oder ob die historische Verantwortung der Deutschen gegenüber dem jüdischen Volk nicht doch eine Alternativliturgie erfordert, in der auch

israelische Perspektiven aufleuchten. Damals entschied sich das deutsche Komitee des WGT dagegen und stellte sich hinter die Gottesdienstordnung der palästinensischen Schwestern. Protagonisten aus dem jüdisch-christlichen Gespräch wie zum Beispiel der Denkdorfer Kreis legten eigene Gottesdienstordnungen vor. Am Ende standen die Frauen in den einzelnen Gemeinden vor der Frage, nach welcher Liturgie sie nun feiern sollten. Im Zweifelsfall entschied die jeweilige Pfarrperson.

Auch in diesem Jahr waren zwei verschiedene Varianten im Umlauf. Die „originale“, welche palästinensische Christinnen bereits 2021 geschrieben hatten, und die „überarbeitete“, die das deutsche WGT-Komitee nach Antisemitismusvorwürfen mit Veränderungen und Kontextualisierungen Anfang Januar 2024 neu herausgegeben hat.

Deutscher Sonderweg

Der Deutsche Koordinierungsrat für die Gesellschaften des christlich-jüdischen Gesprächs (DKR) und einzelne Theologen hatten Ende Oktober 2023 massive Kritik gegen den Weltgebetstag erhoben und die beiden großen Kirchen aufgefordert, sich von der ökumenischen Laienbewegung zu distanzieren. Sie meinten, in der Liturgie der palästinensischen Frauen „Muster christlichen Antijudaismus“ entdeckt zu haben. Sie warfen dem WGT „eliminatorschen Antisemitismus“ vor und sahen Anzeichen für eine „Dämonisierung Israels“. Offenbar hatte der 7. Oktober für sie alles, was aus Palästina kam, verdächtig gemacht. Denn vor dem Massaker der Hamas an israelischen ZivilistInnen hatte niemand all dies in der Liturgie entdeckt.

Die Kirchen gaben den Druck weiter an das WGT-Komitee und forderten, die bereits vieltausendfach gedruckte und an

Wurde wegen Schlüsseln und Mohn in Deutschland nicht verwendet: Plakat des Weltgebetstags 2024.



Foto: www.wgt.ch

alle Gemeinden versendete Gottesdienstordnung zurückzuziehen und eine Neufassung vorzulegen, die auf die Ereignisse des 7. Oktober und auf die Vorwürfe des DKR eingeht. Das deutsche WGT-Komitee hätte sich stur stellen und darauf verweisen können, dass man nicht so einfach aus der weltweiten ökumenischen Bewegung des WGT ausscheren könne. Kernidee des WGT ist schließlich, dass rund um den Globus die Stimmen der Frauen, welche die Liturgie für das jeweilige Jahr schreiben, so authentisch wie möglich zu Gehör gebracht werden. Das ist schon seit fast hundert Jahren so. Und mittlerweile feiern weltweit Millionen von Frauen (und auch ein paar Männer) in mehr als 150 Ländern den WGT. Ein deutscher Sonderweg kommt da nicht gut an.

„Antisemitische Muster“

Doch die Vorwürfe gegen den WGT waren so massiv, dass das deutsche Komitee wenig Chancen sah, gegenzuhalten. Wem in Deutschland Antisemitismus vorgeworfen wird, der hat ein Problem – egal wie viel an den Vorwürfen dran ist. Und wenn man die Dinge einmal genauer anschaut, dann war im Fall des WGT so gut wie nichts dran: Ein Vorwurf wurde am Motto-Bild des WGT festgemacht. Die aus Gaza stammende palästinensische Künstlerin Halima Aziz hatte drei betende Frauen gemalt, denen sie als Schmuck kleine Schlüsselchen an Ohren und um den Hals gehängt und in Hände und Haar Mohnblumen gemalt hatte. Schlüssel und Mohnblume sind gängige Symbole des palästinensischen Widerstands und tauchen überall in der palästinensischen Kunst auf. Sie stehen einmal für die Hoffnung auf Rückkehr der 750 000 Palästinenserinnen und Palästinenser, die zwischen 1947 und 1949 im Zusammenhang mit der Staatsgründung Israels vertrieben wurden oder geflohen sind. Das Rot der Mohnblume wiederum steht für das vergossene Blut derjenigen, die für die Freiheit Palästinas ihr Leben gelassen haben.

Die beiden Theologen Günter Thomas und Thomas Wessel verknüpften beide Symbole mit dem Hamas-Terror und behaupteten, dass es der Künstlerin nicht allein um die Gründung eines palästinensischen Staates, sondern um die Auslöschung des Staates Israel gehe. Der WGT würde antisemitische Muster bedienen, wenn er dieses Bild weiter verwende. Gerüchte, Halima Aziz habe sich direkt nach den Anschlägen

vom 7. Oktober in den sozialen Medien „Hamas-freundlich“ geäußert, wurden von verschiedenen Seiten gestreut. Sie konnten weder belegt noch ausgeräumt werden.

Das deutsche WGT-Komitee wollte auf der sicheren Seite sein und zog das Bild zurück. Alternativ wurde das unverfängliche Foto eines Olivenzweigs vor blauem Himmel angeboten. Dass manche Gemeinden das originale Motto-Bild von Halima Aziz dennoch verwendeten, konnte damit nicht verhindert werden. Dafür ist der Weltgebetstag zu sehr Basisbewegung. Wenn man sie lässt, entscheiden die Frauen in den Gemeinden nämlich gerne selbst, wie sie den Gottesdienst feiern.

Ein weiterer Vorwurf des DKR an den WGT lautete, dass in der Liturgie nicht explizit erwähnt werde, dass Jesus als Jude geboren wurde und als solcher gelebt und gelehrt hat. Auch dass der Psalm 85 nicht als ein Gebet aus jüdischer Tradition eingeführt wurde, wurde bemängelt. Sicherlich, die Mechanismen eines 2000 Jahre alten christlichen Antijudaismus, der die eigenen jüdischen Wurzeln verschleiert oder abwertet, gehören zu den subtilsten und wirksamsten Werkzeugen des europäischen Antisemitismus. Sich ihrer bewusst zu sein, ist umso wichtiger. Doch wenn selbst in den allermeisten Gottesdiensten in Deutschland die jüdischen Wurzeln des Christentums als selbstverständlich vorausgesetzt und deswegen nicht immer betont werden, warum

*Was in sensiblen deutschen
Ohren als antisemitisch
oder israelfeindlich gehört
werden könnte, wurde beseitigt.*

sollte dies nun bei einer Liturgie aus Palästina unbedingt gemacht werden? Unterstellt man etwa den Palästinenserinnen, sie würden dies bewusst unterschlagen? Das WGT-Komitee jedenfalls wollte auch hier auf der sicheren Seite sein und fügte entsprechende Passagen und Ergänzungen ein.

Sprachlich wurde ebenfalls einiges geglättet, oder besser gesagt, es wurde alles beseitigt, was in sensiblen deutschen Ohren als antisemitisch oder israelfeindlich gehört werden könnte. So heißt es etwa über die Männer, die den Sarg der bei einem Presseinsatz erschossenen Journalistin Shireen Abu Aqleh trotz Warnschüssen durch die aufgebrachten Menschenmassen trugen: „Sie ließen sich von den israelischen Streit-

«Der bestmögliche Auftakt für das Kant-Jahr 2024.»

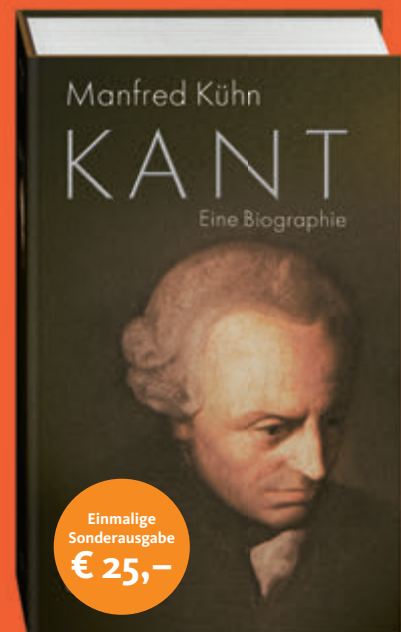
Michael Hesse, Frankfurter Rundschau



430 Seiten | 19 Abbildungen | Gebunden
€ 28,- | ISBN 978-3-406-80743-5

«Kant in den Grundzügen zu erklären: dieses Kunststück gelingt dem Kant-Experten Marcus Willaschek. ... ein herausragend gut geschriebenes, klar durchdachtes, extrem gelungenes Buch.»

Gerd Scobel, Philosophie Magazin



639 Seiten | 27 Abbildungen | Gebunden
€ 25,- | ISBN 978-3-406-81460-0

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

kräften nicht einschüchtern.“ Daraus wurden in der Bearbeitung Männer, „die den Sarg von Shireen auf ihren Schultern trugen trotz aller Widrigkeiten und Einschüchterungen.“ Die israelischen Streitkräfte waren auf einmal verschwunden.

Eine Fürbitte heißt im Original: „Wir beten besonders mit den palästinensischen Familien, deren Häuser von den israelischen Behörden abgerissen werden.“ Daraus wurde eine Fürbitte für palästinensische Familien, „deren Häuser zerstört wurden oder

Für die ökumenischen Beziehungen wurde der WGT zur Belastungsprobe.

nicht mehr sicher sind.“ Wer da die Bagger schickt, wurde nicht mehr erwähnt. Dafür wird Gott ganz allgemein gebeten, „dass Bedrohung und Zerstörung enden und Gerechtigkeit einkehrt“. Im Original stand noch: „Lass dieses zerstörerische Vorgehen ein Ende finden und die Familien Gerechtigkeit erfahren.“

Immer dann, wenn die Täter in der palästinensischen Liturgie als israelisch benannt werden, wählte das WGT-Komitee eine abstraktere, neutralere Formulierung. Braucht es das wirklich? Es ist schließlich Fakt, dass israelische Soldaten 1948 Palästinenser vertrieben haben, dass es israelische Behörden sind, die immer wieder entscheiden und durchsetzen, dass Häuser von Palästinensern wegen fehlender oder fraglicher Lizenzen zerstört werden. Und es war ein

israelischer Soldat, der Shireen Abu Aqleh erschossen hat. Das gibt mittlerweile sogar das israelische Militär selbst zu.

Es sind diese vielen kleinen sprachlichen Veränderungen in der Liturgie, die mehr über uns in Deutschland aussagen, als dass sie die palästinensische Wirklichkeit widerspiegeln. Genau das hatte auch die palästinensischen Frauen verletzt. In einem offenen Brief schrieben sie Ende Januar an das deutsche WGT-Komitee, dass sie sich übergangen fühlen, bevormundet, dass es nicht mehr ihre Worte seien, mit denen nun in Deutschland der WGT-Gottesdienst gefeiert werden soll.

Es ist nicht das erste Mal, dass den deutschen Kirchen, insbesondere den evangelischen, vorgeworfen wird, im Nahostkonflikt auf einem Auge blind zu sein. Auch bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Karlsruhe im Sommer 2022 sorgte die Haltung der EKD zu einer Stellungnahme zum Nahostkonflikt für Unmut, weil die EKD als zahlungskräftigste Mitgliedskirche ein wortgewaltiges Veto einlegte, um zu verhindern, dass das Wort „Apartheid“ im Zusammenhang mit Israel genannt wird. Dies hatte eine Mehrheit der ÖRK-Kirchen gefordert. Der Verweis, dass wir in Deutschland nun mal eine historische Verantwortung gegenüber dem jüdischen Volk haben, ist zwar richtig, löst in ökumenischen Kreisen aber nur noch genervtes Augenrollen aus. „Die Deutschen mit ihrem ewigen Schuldkomplex“, heißt es dann. Denn mittlerweile wird die Haltung der deutschen Kirchen als Blockade wahrge-

nommen, als feige Augenwischerei, sich der brutalen Realität nicht stellen zu wollen, in der die Palästinenser leben.

Spätestens seit dem 7. Oktober müsste allen Beteiligten, ob sie auf israelischer oder palästinensischer Seite stehen, klar geworden sein, dass es so nicht weitergehen kann. 75 Jahre dauert dieser Konflikt nun schon. Und in keinen Konflikt auf der Welt wurde mehr Energie und Geld gesteckt, um ihn zu lösen. Doch wohin hat all dieses Engagement geführt? Nichts und niemand hat verhindert, dass das schlimmste Massaker an Jüdinnen und Juden nach dem Holocaust stattfinden konnte. Gleichzeitig sterben mehr Palästinenserinnen und Palästinenser in dem Konflikt denn je. Was hat die internationale Gemeinschaft all die Jahre eigentlich getan? Irgendwo müssen wir doch alle miteinander falsch abgelenkt sein!

Versöhnung vernachlässigt?

Eine muslimische Friedensaktivistin hatte bei einem gemeinsamen Kaffee in Jerusalem im vergangenen Frühling dafür eine einfache Erklärung. Das war noch vor dem 7. Oktober. Aber schon damals war klar, dass es so nicht weitergehen kann. Sie verwies darauf, dass alles Geld und alle Energie in Projekte der humanitären Hilfe und in Menschenrechtsarbeit geflossen seien, was man sicher alles brauche. Sträflich vernachlässigt worden seien aber echte Versöhnungsprojekte, also Prozesse, bei denen Menschen lernen, den jeweils anderen als Menschen wahrzunehmen mit all seinen Ängsten, Verletzungen und Traumata, erklärte sie. Weder die Menschen in Israel und Palästina noch die internationale Gemeinschaft glaubten daran, dass eine Versöhnung zwischen Juden und Arabern möglich sei. Dabei sei dies doch die einzige Lösung des Konflikts. ▽

INFO

Lesen Sie zu diesem Thema auch Günther Thomas: Illusionäre Hoffnung – Warum der Weltgebetstag den Nahostkonflikt befeuert und nicht befriedet. www.zeitzeichen.net/node/11029

Das Plakat für den Weltgebetstag 2024 in Deutschland – ein unverfänglicher Olivenzweig vor blauem Himmel.



Foto: weltgebetstag.de

Abenteuer Europa

Warum es nötig ist, eine Theologie der Diaspora zu entwickeln

KARSTEN MATTHIS

Minderheit zu sein, das ist inzwischen die Lebensrealität der meisten Protestanten in Europa. Um dieses Abenteuer bestehen zu können, sei eine Theologie der Diaspora zu entwickeln, fordert der evangelische Pfarrer Karsten Matthis.

Die Mitgliederuntersuchung beider Kirchen (KMU 6) hat eine neue Nachdenklichkeit ausgelöst. Laut der Studie ist die Bereitschaft unter evangelischen und katholischen Kirchenmitgliedern erheblich gestiegen, ihre Kirche zu verlassen. Nur noch 35 Prozent der evangelischen Mitglieder bekundeten, dass für sie ein Austritt nicht infrage komme. Noch vor elf Jahren konnten sich drei Viertel ein Verlassen der Evangelischen Kirche nicht vorstellen. Sorgen muss den Kirchen auch bereiten, dass nur noch 19 Prozent der deutschen Bevölkerung glauben, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus offenbart hat. Eine religiöse Entfremdung scheint sich noch schneller zu vollziehen, als es von der Freiburger Studie im Jahr 2019 prognostiziert wurde. Diese Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung mögen beunruhigend sein, jedoch sind sie für Europa nicht atypisch.

Eine Minderheitensituation

Das Thema Religion in Europa scheint im 21. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung zu verlieren. Sinkende Mitgliederzahlen in den europäischen Kirchen sind ein Indiz dafür: Von den rund 60 Prozent der Europäer, die angeben, Christinnen und Christen zu sein, bezeichnen sich nur noch elf Prozent als evangelisch. Protestantische Kirchen und ihre Gemeinden geraten zunehmend von Oslo bis Athen in eine Minderheitensituation.

Der Schrumpfungsprozess der Kirchen der Reformation basiert nicht nur auf der europaweiten demografischen Entwicklung, dass mehr Christen sterben als getauft werden. Es spielen auch vielfältige regionale Aspekte eine Rolle.



Foto: picture alliance

Die evangelische Pfarrkirche, die Christuskirche, in der Stadt Salzburg.

In den Staaten der Europäischen Union entwickelt sich eine „forcierte Säkularisierung“, welche breite Schichten der Bevölkerungen längst erreicht hat. Während auf anderen Kontinenten das Interesse an Religiosität wächst, bildet Europa hierzu ein Gegenmodell. Die Zahl an Taufen und kirchlichen Eheschließungen sinkt europaweit. Eine Entfremdung vom Glauben und eine Distanz zu den Kirchen wird familiär vererbt. Christliche Traditionen werden weniger gelebt. Es fehlen in vielen europäischen Parlamenten überzeugte Christinnen und Christen, die aus ihrem Glaubensverständnis heraus eine wertorientierte Politik initiieren. Wenn Glaube immer mehr zur Privatsache degeneriert, dann ist er in der Gesellschaft weniger sichtbar.

Für viele Europäerinnen und Europäer hat der Glaube an Relevanz verloren, und eine Bindung zur Kirchengemeinde vor Ort ist kaum vorhanden. Wenn Religion aus dem Leben vieler Einzelner verschwindet, dann hat dies Konsequenzen für die Gesellschaften. Bei weiter sinkenden Mitgliederzahlen wird es immer weniger möglich sein, ein vielfältiges Netz sozialer und kultureller Angebote aufrechtzuerhalten.

Ein Blick auf verschiedene Kirchen Europas bestärkt diese Beobachtung einer „forcierten Säkularisierung“. In Österreich, im Land der Gegenreformation, hat die evangelische Kirche über Jahrhunderte an ihrer Ausgrenzung gelitten. Das so genannte Toleranzpatent von 1781 durch Kaiser Joseph I. gewährte der evangelischen Minderheit nur bescheidene Rechte. Erst im Jahr 1961 erreichte die evangelische Kirche Österreichs mit dem so genannten Protestantengesetz eine Gleichstellung mit dem Katholizismus. Aktuell gehören den evangelischen Kirchengemeinden 265 000 Mitglieder an. Im Jahr 1962 waren es noch 430 000 Mitglieder.

Wenn Glaube zur Privatsache degeneriert, ist er in der Gesellschaft weniger sichtbar.

Im Jahr 2022 traten 5 988 Menschen aus der evangelischen Kirche Österreichs aus. In der Konfessionsstatistik liegt der Protestantismus an vierter Stelle hinter Katholiken, Muslimen und Orthodoxen. Im Streit um die Abschaffung des Karfreitags im Jahr 2019 bezog die evangelische Kirche

Österreichs klar Position und zog vor das Verfassungsgericht, scheiterte aber mit ihrer Klage. Anstelle des Karfreitags wurde ein beweglicher Urlaubstag eingeführt, den die Arbeitnehmer individuell festlegen können.

In der Schweiz sind die reformierten Landeskirchen und ihre Mitglieder ebenfalls zur Minderheit geworden. Nur noch 23,8 Prozent der eidgenössischen Bevölkerung sind reformiert. In den einstigen Zentren der Reformation, Zürich mit 30 Prozent und Genf mit 10 Prozent, steht den Reformierten eine Mehrheit aus Konfessionslosen und Katholiken gegenüber. Wie in Österreich zeigt sich auch in der begüterten Schweiz eine religiöse Indifferenz, insbesondere in den französisch sprechenden Kantonen. In den Niederlanden ist der Prozess der Säkularisierung noch weiter vorangeschritten. In der Metropole Amsterdam bekennen sich nur noch 2,5 Prozent der Bevölkerung zum Protestantismus. Der Zusammenschluss der evangelischen Kirchen konnte den Relevanzverlust nicht aufhalten. Wie der Protestantismus hat aber auch der

Zugunsten des Karfreitags wurde in Österreich ein beweglicher Urlaubstag eingeführt.

Katholizismus seinen ehemals starken Einfluss in Politik und Gesellschaft verloren. Die einstige so genannte Versäulung der Gesellschaft in protestantisch, katholisch und sozialdemokratisch orientierte Niederländerinnen und Niederländer ist längst Geschichte.

In Skandinavien befürwortete eine Mehrheit der Bevölkerung eine stärkere Trennung zwischen lutherischer Nationalkirche und Staat. Eine Konsequenz aus diesem Trennungsprozess ist, dass die lutherischen Kirchen in den nordischen Gesellschaften weniger wirksam sein können. Anders als in Finnland, Norwegen und Dänemark oder Island ist in Schweden eine „forcierte Säkularisierung“ verstärkt zu beobachten. Das Eurobarometer, verantwortet von der Europäischen Kommission, zeigte diese Entwicklung bereits im Jahr 2010 an, in welchem sich nur 18 Prozent der schwedischen Bevölkerung zum Glauben an den einen Gott bekannten. Im Bereich der EU wurde ein Durchschnittswert von 51 Prozent

Der evangelische Dom zu Riga ist die größte baltische Kirche.

ermittelt. Der Stockholmer Soziologe und Religionswissenschaftler David Thurfjell analysiert die religiöse Situation als „nachchristlich säkular“. Die große Mehrheit der Schweden schätze eine religionslose Gesellschaft und halte die lutherische Kirche in ihrem Glaubensverständnis für veraltet.

Im Baltikum vertritt die lutherische Kirche Lettlands einen strikt konservativen Kurs. Bei der Frauenordination und der Trauung von gleichgeschlechtlichen Paaren orientieren sich die Letten an Alt-lutheranern wie der deutschen SELK und der US-amerikanischen Missouri-Synode. Im katholisch geprägten Litauen stellen Lutheraner und Reformierte ohnehin nur eine Minderheit dar. Der aufgezwungene Atheismus aus sowjetischer Zeit hatte die evangelischen Kirchen an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Ein kirchlicher Neuanfang nach dem Ende russischer Herrschaft stellte sich nach der erzwungenen Entchristlichung als schwierig heraus. Die reformatorischen Kirchen im ehemaligen Osteuropa litten ebenso unter der Ära des Kommunismus. Ihnen wurde diakonisches Wirken untersagt und ihre Öffentlichkeitsarbeit stark eingeschränkt. In Tschechien leidet der Protestantismus zudem unter seiner Zersplitterung. Neben theologischen Differenzen trennen sprachliche Barrieren die kleinen evangelischen Kirchen wie Lutheraner, Böhmisches Brüder und Hussiten voneinander. Zu einer Volkskirche konnten die evangelischen Kirchen in einem Umfeld der Habsburger Monarchie nicht reifen. Der Religionssoziologe und Priester Tomas Halik (geboren 1948), ein katholischer Intellektueller, der in seinem Land gehört wird, warnt jedoch vor der

Annahme, dass Konfessionslosigkeit gleich Religionslosigkeit bedeute. Durch die Migration der deutschsprachigen Minderheit haben die evangelischen Kirchen Rumäniens in den vergangenen Jahrzehnten stark an Mitgliedern verloren. Staatspräsident Klaus Johannis als Siebenbürger Sachse gehört der evangelischen Minderheit an und bekennt sich zu seiner Konfession. Johannis, Repräsentant von zwei Minderheiten, wurde im Jahr 2019 wiedergewählt. Tonangebend in einer immer noch religionsaffinen Gesellschaft bleibt die rumänische Orthodoxie.

Überwundene Streitthemen

In Ländern, in denen sich eine Reformation aufgrund der osmanischen Herrschaft nicht ereignen konnte, sind die evangelischen Kirchen schon vor Jahrhunderten in einer Diaspora-Situation. Beispiele hierfür sind Albanien und Bulgarien, in denen aber die Orthodoxie gefestigt erscheint. In den Staaten auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens behindern Streitigkeiten um Eigentum und weitere Rechtsunsicherheiten die Aktivitäten der evangelischen Minderheitskirchen.

In Griechenland versuchten amerikanische Missionare im 19. Jahrhundert, evangelische Gemeinden zu gründen. Diese missionarischen Bemühungen stießen aber auf heftigen Widerstand der orthodoxen Staatskirche, die fest mit dem griechischen Staat verwoben ist. In Griechenland zählt die reformierte Kirche aktuell 5 000 Mitglieder.

In Süd- und Südosteuropa leben evangelische Gemeinden seit Jahrhunderten in



einer Diaspora-Situation. Dies trifft vor allem auf Spanien und Portugal zu. Unter den Diktaturen Francos und Salazars wurde der Katholizismus zur Staatskirche emporgehoben und die evangelischen Minderheiten wurden als etwas Fremdes im Land diskriminiert. Evangelischen Pfarrern wurde der Zutritt zur Rentenkasse beispielsweise in Spanien lange verwehrt. Erst nach der Demokratisierung der beiden Länder wurden den evangelischen Gemeinden weitgehende Rechte zugestanden. Wie können evangelische Kirchen Europas mit dem Mitgliederückgang und einer sich verschärfenden Säkularisierung umgehen? Die Leuenberger Konkordie hat den Weg einer innerprotestantischen Versöhnung gewiesen. Alte innerevangelische Streitthemen wie das Verständnis vom Abendmahl wurden überwunden. Eine geeinte evangelische Kirche wird in den europäischen Gesellschaften gesellschaftlich stärker wahrgenommen als verschiedene kleine Kirchen. Die Kirchen der Reformation haben „Salz der Welt“ zu sein, sich gesellschaftlich einzubringen und ihr reformatorisches Erbe, ihre Theologie und ihr Verständnis von Kirche sichtbar werden zu lassen. Eberhard Jüngel (1934–2021) hat im Jahr 1992 in einem Vortrag bei der europäischen evangelischen Versammlung in Budapest (GEKE) auf die befreiende Kraft der Lehre von der Rechtfertigung hingewiesen. Über die GEKE hinaus muss sich der Protestantismus weiter zusammenschließen. Werke, Verbände und Initiativen könnten sich europaweit aufstellen. Theologische Hochschulen und Akademien müssen sich noch stärker vernetzen, um europaweit Studentinnen und Studenten sowie Interessenten zu gewinnen.

Heutige evangelische Großkirchen, die weiter zusammenschmelzen werden, können von kleinen Kirchen wie den Waldensern lernen. In Italien widmen sich die Waldenser sozialen Brennpunkten, versuchen nicht, eine flächendeckende Diakonie zu betreiben. Sinnvoll erscheint eine Fokussierung auf wenige Themen und Projekte.

Als „protestantisches Abenteuer in einer nicht-protestantischen Umwelt“ beschrieb einst der österreichische Theologe Wilhelm Dantine (1911–1981) die evangelische Diaspora-Situation in Europa. Minderheit zu sein, entspricht der Lebensrealität der meisten Evangelischen in Europa. Um dieses Abenteuer bestehen zu können, ist es dringend nötig, eine Theologie der Diaspora zu entwickeln. ◀

RÜDIGER SCHUCH

Klare Kante

Warum die freie Gesellschaft unser Engagement braucht

Die Pflege und der Erhalt unserer Demokratie bleiben absehbar zentrale Themen für die Diakonie. Denn es ist eben nicht gleichgültig, in welcher Gesellschaft das Hilfehandeln der evangelischen Kirche stattfindet. Es macht ganz im Gegenteil einen großen Unterschied, ob sich die diakonischen Professionalitäten in einem Klima integrierender Chancengleichheit entfalten können oder ob gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit als Normalität akzeptabel wird. Eine klare Kante gegen Rechtsextremismus ist für mich deshalb ohne Alternative.

In diesem Jahr steht in unserem Land und in Europa eine Reihe von Wahlen an. Politische Richtungsentscheidungen werden getroffen, die den Weg in die Zukunft unserer Gesellschaft weisen. Die Diakonie wird mitreden in diesen Debatten – etwa, indem sie mit Hilfe des Sozial- oder Maten orientierende Informationen in die Wahlkämpfe einspeist. Um nur ein Beispiel zu nennen. In Europa, in Thüringen, Brandenburg und Sachsen werden die Machtverhältnisse in den Parlamenten neu gemischt, in acht Bundesländern wird auf kommunaler Ebene gewählt, und im Herbst 2025 folgen die Bundestagswahlen. Immer sind die prognostizierten Machtgewinne der extremen Rechten alarmierend. Es geht um sehr viel: Wer darf in den kommenden Jahren Gesetze und Verordnungen erlassen, wer darf Gelder gewähren oder verweigern? Wes Geistes Kind sind die Frauen und Männer, die wir in die politische Verantwortung rufen? Welche Prioritäten setzen sie in den vielen Krisen der Gegenwart? Es besorgt mich sehr, wie die Feinde unseres demokratischen Sozialstaatsmodells Einfluss gewinnen, um ihre menschenverachtende Politik in den Köpfen und in unseren Gemeinwesen zu verankern. Sie bedro-

hen die faire Teilhabe aller Menschen, unabhängig von Herkunft, Einkommen, Weltanschauung, Geschlecht oder Alter. Dazu werden wir als Diakonie nicht schweigen. Denn dieses Teilhabever-

sprechen ist der Kern unseres offenen demokratischen Gesellschaftsmodells. Außerdem: Wo die Menschenwürde anderer in Frage gestellt wird, werden die Werte des Evangeliums von Jesus Christus herausgefordert. Ausgrenzung kann für die, die sich auf ihn berufen, keine Option sein.

Er nimmt niemanden vom Gebot der Nächstenliebe aus. Alle Menschen gelten als „Ebenbilder Gottes“. Wer rechtsradikal wählt, stellt sich gegen den christlichen Glauben. Also wird die Diakonie sich einmischen – für die Demokratie. Wir werden in den kommenden Wahlkämpfen nicht aufhören, uns gemeinsam mit anderen für eine Gesellschaft der Freiheit und des friedlichen und solidarischen Miteinanders einzusetzen – an der Basis im Sozialraum und in den Höhen der Bundespolitik. Last but not least – stärkt die Diakonie das Vertrauen in den demokratischen Sozialstaat mit ihrer ganz konkreten Arbeit. Denn unterstützend, helfend, begleitend stellt sie tagtäglich unter Beweis, dass die Sorgen der Menschen ernst genommen werden. Ich setze auf die Menschen. So viele sind in den vergangenen Wochen für die freie Gesellschaft und gegen den rechtsradikalen Hass in und außerhalb der Parlamente auf die Straße gegangen. Die Diakonie ist an ihrer Seite: Wir schützen und stärken unsere Demokratie. ◀



Foto: Diakonie/Thomas Meyer

Rüdiger Schuch ist Präsident der Diakonie Deutschland und Herausgeber von zeitzeichen.

Das ungeliebte wilde Kind

Die Circus- und Schausteller-Seelsorge ist gefährdet. Dabei kann Kirche hier viel für ihre Zukunft lernen

FRIEDRICH BRANDI

Dass schon in dem Begriff Kirmes die Kirche steckt, muss man Schausteller-Familien nicht erklären. Vielleicht aber den Finanzverantwortlichen der Kirche? Denn die EKD will bei der Circus- und Schausteller-Seelsorge (CSS) in den kommenden Jahren etwa 70 Prozent sparen und gefährdet damit die Zukunft dieser Arbeit. Doch gerade mit Blick auf die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung sei das ein fataler Fehler, meint Friedrich Brandi, seit 13 Jahren CSS-Pastor für Hamburg und Umgebung.

Die Evangelische Circus- und Schausteller-Seelsorge (CSS) ist so etwas wie das Stiefkind der EKD. Und wie so oft, war die ganze Familie zunächst begeistert von dem Zuwachs. Das Kind war ein bisschen frech und ungewöhnlich, gleichzeitig hatte es jedoch einen Charme versprüht, der viele in den Bann gezogen hat – originell und belebend. So konnte es sich im Laufe der Zeit Respekt im Familienbetrieb Kirche verschaffen. Der aber war immer verknüpft mit etwas hochnäsiger Nachsicht und einem gewissen Amüsement, das man Stiefkindern gerne zukommen lässt. Die Geschwister und manchmal auch die Mutter waren oft neidisch, weil sich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit eher um das Stiefkind als um die anderen Geschwister drehte.

Zwar sagte sich die große Familie: „Großartig, was es alles so anstellt – was für eine Bereicherung!“ Aber nach und nach wurde aus dem Stiefkind ein „Bankert“, ein nicht-eheliches Kind, wie es früher etwa der Bauer mit der Magd gezeugt hat. Es wuchsen Ressentiments gegenüber diesem Sonderling, weil sich die Familie doch eher zum Bürgertum hingezogen fühlte. Sie wollte sich lieber mit Akade-

mikerinnen, CEOs und Aufsichtsräten abgeben als mit dem niederen Volk der Jahrmarktbesucher und Artisten vom Zirkus. Diese können oft ja noch nicht einmal richtig lesen und schreiben. Damit wollen wir lieber nichts zu tun haben. Dieser Bankert passt nicht zu uns, wurde hinter vorgehaltener Hand getuschelt, und so beschloss der Familienrat, ihm den Unterhalt zu streichen – allerdings möglichst so, dass es niemand merkt. Was geht uns dieser Bankert an, wurde jetzt geraunt. Die große Welt wird es so und so nicht merken, wenn er nicht mehr zur Familie gehört.

Wer sich, wie die Circus- und Schaustellerseelsorge, pastoral verantwortlich fühlt für die Jahrmarktbesucher und Zirkusbetreiber macht immer wieder genau diese Erfahrung. Einerseits: „Toll, dass es die CSS gibt und Ihr das macht“, und dabei lässt man sich gerne erzählen von Taufen



Trauerfeier in einer Zirkusfamilie.



Der evangelische Pfarrer Torsten Heinrich beim Gang über die historische Kirmes auf dem Pützchens Markt in Bonn.

solche Entwicklung (...) hat typischerweise eine sich selbst verstärkende Wirkung. Um daraus wieder auszubrechen, sind neue Formen kirchlichen Handelns wie zum Beispiel eine konsequente Sozialraumorientierung nötig.“ (85) Jetzt ließe sich einwenden, dass die CSS natürlich keine klassisch sozialraumorientierte Tätigkeit der Kirche ist, aber wenn man allein den Hamburger DOM mit seinen etwa zweieinhalb bis dreitausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nimmt (die Besucher müssen dazugerechnet werden), lässt sich schon von einem beachtlichen Sozialraum sprechen. Die Cranger Kirmes, der Stuttgarter Wasen oder das Oktoberfest in München sind zwar kürzer, aber erheblich größer und nähern sich in der Besucherzahl einer Großstadt auf Zeit an.

Freie Liturgie

Ebenfalls wird im Resümee der KMU 6 darauf hingewiesen, „dass es nicht darum geht, sich innerhalb der traditionellen Strukturen zu öffnen oder auf andere Bevölkerungsgruppen zuzugehen, sondern dass dafür ganz neue Formen kirchlichen Handelns erforderlich sind (...)“. (85) Die CSS praktiziert diese „ganz neuen Formen“ bereits, indem sie Gottesdienst in weitgehend freier Liturgie an jenen Orten feiert, an denen die Menschen leben und arbeiten. Doch das wird kaum wahrgenommen, weil es bei dieser kirchlichen Tätigkeit um Menschen geht, die eben nicht im Zentrum der gesellschaftlichen und –



im Autoscooter, Trauungen im Bierzelt oder von Beerdigungen, zu denen selbst in der Coronazeit Hunderte aus ganz Deutschland angereist kommen, die bei reichlich verteilten Begrüßungsküsschen schon mal auf die FFP2-Maske verzichten. Das ist originell und irgendwie spannend. Ja, so müsste Kirche sein, wird dann begeistert erzählt. Andererseits wird aber milde und nachsichtig gelächelt – und zur Tagesordnung übergegangen.

Und die sieht dann so aus, dass die EKD laut Synodalbeschluss über die Neuorientierung der Finanzstrategie – Drucksache IX b/1 – innerhalb der kommenden sieben Jahre die Mittel für die Arbeit der CSS um 70 Prozent kürzen will und damit die Zukunft der gesamten Arbeit in Frage stellt.

Doch da sei Gott vor. Und zwar deswegen: Die aktuelle Kirchenmitgliedschaftsstudie (KMU 6) hat herausgefunden, dass die Kirchen inzwischen eher die Etablierten anziehen „und der Kontakt zu den sozial Ausgegrenzten und Marginalisierten der Gesellschaft weniger intensiv ist. Eine

Schausteller und Artisten sind in der Regel außergewöhnlich fromme Menschen.

leider auch – kirchlichen Aufmerksamkeit stehen. Denn Banker, Anwältinnen oder Oberkirchenräte gehen eben nicht zum Stadtteilzirkus oder auf die Kirmes – allerhöchstens den Kindern zuliebe.

Dabei – und das nimmt in der EKD offensichtlich niemand wirklich zur Kenntnis – handelt es sich oft um sehr potente Kirchensteuerzahler, denen die Kirchen-

Foto: Friedrich Brandl

Foto: epd-bild/Ebba Hagenberg-Milliu

oberen in anderen Milieus eher hinterherlaufen. Schausteller und Artisten sind in der Regel außergewöhnlich fromme Menschen. Das mag damit zu tun haben, dass sie entscheidende und zentrale Faktoren ihres Geschäftslebens nicht in der eigenen Hand haben. Denn, ob sie eine Genehmigung für den Aufbau ihres Fahrgeschäfts bekommen (und damit den Kredit, wie geplant, tilgen können) oder ob ihnen ein Platz für ihren Zirkus zugewiesen wird, das lässt sich nicht verlässlich planen. So sind zum Beispiel viele Plätze der Stadtteil-Zirkusse durch die Errichtung von Erstunterkünften für Asylsuchende innerhalb einer Saison verloren gegangen. Und Schausteller können nicht voraussehen, ob das Wetter gut wird und die Menschen ihre Angebote wirklich annehmen.

Ebenso spielt die allgemeine wirtschaftliche Lage unserer Gesellschaft eine entscheidende Rolle, also die Frage, ob das Gehalt der jahrmarktwilligen Eltern ausreicht, mit ihren zwei oder drei Kindern eine Kirmes zu besuchen. Hinzu kommen gesellschaftliche Großereignisse wie Fußballweltmeisterschaften oder jüngst die Coronaauflagen und Ähnliches mehr. Das Geschäftsmodell der Zirkusse und Jahrmärkte ist wenig verlässlich.

Auf dem Seil

Diese besonderen Arbeits- und Lebensumstände schärfen die Sinne für Fragen von Religion und Glaube, in denen es ja auch immer wieder um Unverfügbares geht. Die CSS ließe sich durchaus beschreiben als eine besondere Form der Verkündigung, indem in dieser besonderen Gestalt der Verkündigung die freie Religiosität der Schausteller und Artisten mit der christlichen Tradition verknüpft wird. Oder: indem der unbestimmte, von den Schaustellern nicht wirklich artikulierbare christliche Glaube biblisch fundiert wird. „Ein Artist ist zum Beispiel ein gläubiger Mensch, weil zwischen ihm und der Erde nur einer ist, und das ist Gott. Wenn er oben auf dem Seil steht und runterfällt, gibt es nur einen, der ihn beschützen kann, sonst keiner mehr“, heißt es in einem von Kristin Merle und anderen herausgegebenen Buch zum Thema.

Schaustellerseelsorger Johannes Bräuchle tauft ein Baby im Festzelt auf dem Volksfestplatz in Nürnberg.

Die KMU 6 hat herausgefunden, dass Religiosität und Kirchlichkeit nicht einfach gleichzusetzen sind. Das ist im Blick auf die Bevölkerung einer Metropole wie Hamburg oder Berlin natürlich keine Überraschung. Bei den Schaustellern bekommt diese Erkenntnis aber noch einen anderen Zungenschlag. Schausteller und Artisten haben nämlich eine ausgesprochen enge Bindung an die Kirche als Institution und zahlen verlässlich ihre (häufig ausgesprochen hohe) Kirchensteuer.

Diese Bindung an die Kirche ist gewachsen durch die jahrzehntelange Begleitung durch Schaustellerpastoren und -pastorinnen, die Taufen, Trauungen und Trauerfeiern gestalten oder sogar Konfirmandenunterricht geben. Die wenigsten Schausteller sehen eine Kirche von innen, zum einen, weil sie fast immer am Wochenende arbeiten, zum anderen aber, weil ihnen die Formen (Liturgie, Raum) und die Sprache der Kirche (Bibel, Gebete und die traditionellen Metaphern) fremd sind – wie allerdings den meisten Menschen unserer Zeit mittlerweile auch. Freilich gibt es durchaus Ausnahmen, wenn, wie in vielen Städten vor dem Pfingst- oder Weihnachtsmarkt, ein großer Eröffnungsgottesdienst mit ansprechender Liturgie gefeiert wird. Dennoch gilt: Mit den Gottesdiensten im Bierzelt oder auf dem Autoscooter sowie mit einer Sprache, die deutlich milieuvverbunden ist, verfestigt sich für die Schausteller und Artistinnen ihre Auffassung, dass die Kirche als Institution das angemessene Haus für Religion und Glaube ist. Unter den Schaustellern, die den Kontakt zur CSS pflegen, ist die Bindung an die Kirche eher eng und verlässlich

und das Vertrauen in die Amtspersonen sehr ausgeprägt.

Auch wenn der Konfirmandenunterricht oft nur komprimiert stattfinden kann, so werden die Jugendlichen in dieser kurzen Zeit mit der Bibel sowie mit der kirchlichen Tradition (Festtagskalender) und der Diakonie vertraut gemacht. Zudem entsteht in dieser Zeit ein so großes Vertrauensverhältnis, dass die Jugendlichen mit den zuständigen CSS-Pastorinnen und Pastoren im Gespräch bleiben und ihre Fragen zu Glauben und Kirche, aber auch zu Aberglauben und Spiritismus zu formulieren wissen. Wer getauft und konfirmiert ist,

Vielen Schaustellern sind die Formen und die Sprache der Kirche fremd – wie den meisten Menschen unserer Zeit auch.

lässt sich fast immer auch kirchlich trauen. Und die Kinder aus diesen Ehen werden in der Regel ebenfalls getauft und konfirmiert. Hier funktioniert die Traditionsvermittlung erstaunlich gut. Noch. Dadurch, dass sich das Schaustellerleben wie in einem virtuellen, über ganz Deutschland verstreuten Dorf abspielt, in dem jeder jeden kennt (was natürlich nicht immer nur schön ist), werden Gottesdienste und Kasualien (vor allem Trauerfeiern) weit über den lokalen Anlass hinaus sehr häufig als „kirchliches Großereignis“ wahrgenommen. Nun hat die KMU 6 im Vergleich zu früheren Untersuchungen herausgefunden, dass die Gebildeten in unseren Kirchen überrepräsentiert sind. Das lässt sich an wachsenden Kirchengemeinden



in „wohlhabenden Stadtteilen“ belegen, während in „ärmeren Stadtteilen“ die Gemeindegliederzahlen seit Jahren sinken. So sieht die KMU 6 die Gefahr heraufziehen, „... dass die im ‚Bildungsprozess Zurückbleibenden und Zurückgelassenen‘ auch im kirchlichen Leben kaum mehr vorkommen und dieses vornehmlich durch höher Gebildete geprägt wird.“ (83) Die Untersuchung spricht hier von einer kirchlichen „Milieuverengung“, die alles andere als zufällig sei. „In ihr spiegelt sich einerseits das Phänomen, dass sozial Benachteiligte und Marginalisierte auch in der Kirche tendenziell keine Heimat mehr sehen, andererseits die oft ‚Modernisierung‘ genannte Auflösung von Traditionen im Rahmen des kulturellen Wertewandels bei den jüngeren Generationen. Deshalb stecken hinter der kirchlichen Milieuverengung vor allem zwei Fragestellungen: Wie können die Kirchen vermeiden, dass die sozial ohnehin schon Ausgegrenzten sie nicht mehr als Ansprechpartnerinnen wahrnehmen? Wie können die Kirchen mit dem Wertewandel Schritt halten?“ (84)

Die CSS hat es überwiegend mit Menschen mit geringer Schulbildung zu tun, oft sogar mit Analphabeten, die nie eine Schule besucht haben oder aufgrund der Lebensbedingungen besuchen konnten. Gerade diese Klientel ist überaus dankbar für die Zuwendung durch die Kirche und deren Vertreter_innen. „Wenigstens von der Kirche werden wir wahr- und ernst genommen“ – das ist so etwas wie ein Grundgefühl von Artisten und Schaustellerinnen, die in ihrem Alltag fast ständig als Bittsteller auftreten müssen und eher mit spitzen Fingern angefasst werden – manchmal gerade weil sie so hartnäckig für ihre Sache eintreten (müssen).

Es wäre natürlich vermessen zu behaupten, die Circus- und Schaustellerseelsorge wäre die angemessene Antwort auf die oben zitierten Fragen der Untersuchung. Aber ich möchte die Behauptung wagen, dass auf viele der in der KMU 6 aufgezeigten Herausforderungen die Arbeit der CSS schon längst reagiert. Den Strategieüberlegungen der EKD stünde es gut an, auf diesem bereits Bestehenden aufzubauen, anstatt ein traditionelles Tätigkeitsfeld, das von der KMU 6 eingefordert wird, auch noch von der Bildfläche verschwinden zu lassen und möglicherweise neue Institute oder Werke aus dem Boden zu stampfen, die der beklagten Milieuverengung der Kirche entgegenwirken sollen. ◀

Nur noch miteinander

Zum neuen Ökumenepapier von DBK und EKD

REINHARD MAWICK

Nach längerer Zeit ist mal wieder ein Papier zu Stand und Wesen der „kleinen“ Ökumene erschienen, also der Ökumene *von beziehungsweise zwischen* der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der katholischen Deutschen Bischofskonferenz (DBK). Der etwas längliche Titel lautet: „Mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit – Zu den Chancen

einer prozessorientierten Ökumene“. Das 64-seitige Papier dokumentiert nicht weniger als einen Paradigmenwechsel in der „kleinen“ deutschen evangelisch-katholischen Ökumene. Um dies zu erkennen, reicht es, die beiden entscheidenden Sätze aus dem Dokument zu rezipieren: „Aufgrund des bereits gegangenen Weges sagen wir als Deutsche Bischofskonferenz und Rat der EKD: Wir wollen nicht mehr ohne den Dialog mit Euch Kirche sein. Das gilt, weil wir in den letzten Jahrzehnten so viel miteinander und voneinander gelernt haben.“ Mit diesem „Alles mit dir, nichts ohne dich“-Prinzip sind jede Reste einer Rückkehrökumene und jedwede Absicht der Proselytenmacherei erledigt. Denn gäbe es das jeweilige Gegenüber nicht mehr, dann wäre ja ein Willensgrund des jeweils eigenen Kirche-Seins fortgefallen. Eine perfekte Antwort in Zeiten des Pluralismus! Ansonsten wird in der Schrift aufgezeigt, auf wie vielen Gebieten die beiden Kirchen gut und vertrauensvoll zusammenarbeiten, und besonders wird das vielerorts enge, ja herzliche und produktive Miteinander an der Basis gerühmt. Das entspricht sicher der Wahrheit und dokumentiert Früchte einer Entwicklung, die sich kontinuierlich nach dem Zweiten Weltkrieg vollzog, der durch Flucht und Migration eine neue konfessionelle Durchmischung in

unserem Land auslöste und die dann in den 1960er-Jahren durch gewisse Liberalisierungen des Zweiten Vatikanischen Konzils befördert wurde.

Ansonsten stehen viele Katholiken in

Deutschland gerade vor dem Trümmerhaufen des Synodalen Weges und der bangen Frage, ob und wie sich ein Synodaler Rat aus Klerikern und Laien formieren kann, obwohl Rom ihn ablehnt.

Und viele Protestanten stehen weithin unter dem Schock der ForuM-Studie über Missbrauch

im Raum der evangelischen Kirche und vor der großen Aufgabe der angemessenen Haltung und des angemessenen Umgangs damit – von den massenhaften Austritten allerorts ganz zu schweigen. Angesichts dieser Lage haben beide Seiten ihr Päcklein zu tragen. Da scheint es vernünftig, ein schiedlich-friedlich versöhntes Miteinander zu konstatieren, was mit dieser Schrift gelingt. Sollte sich aber katholischerseits doch noch ein Synodaler Rat etablieren, stünde man dann evangelischerseits vor der Frage, inwieweit er *auch* ein offizielles Gegenüber für die EKD sein müsste. Bisher gibt es da auf katholischer Seite nämlich nur geweihte Würdenträger. Spannend. ◀

INFORMATION

Mehr über das neue ökumenische Papier und den aktuellen Stand der Ökumene lesen Sie unter:

www.zeitzeichen.net/node/11032 und
www.zeitzeichen.net/node/11034.

Mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit können Sie unter www.ekd.de als PDF herunterladen oder als Druckausgabe bei versand@ekd.de bestellen.



Foto: Rolf Zellner

„We gon’ be alright“

Max Tretter befasst sich in seiner Dissertation mit Hip-Hop und „Black Lives Matter“

Hip-Hop dient nicht nur der Unterhaltung, sondern ist ein politisches Ausdrucksmittel. Das zeigt sich besonders in den großen „Black Lives Matter“-Protesten in den USA. Max Tretter (30) vom Lehrstuhl für Systematische Theologie (Ethik) der Universität Erlangen-Nürnberg untersucht in seiner Dissertation, wie solche ästhetischen Formen in der Öffentlichkeit wirken und wie sich die Theologie dazu positionieren kann.

Lassen Sie uns gemeinsam auf eine kleine Reise gehen. Eine Reise zurück in den Sommer 2020, als die „Black Lives Matter“-Proteste anlässlich der Ermordung George Floyds gerade ihren Höhepunkt erreichten. Unser erster Stopp ist Washington, D. C., wo sich eine große Menge von Demonstrierenden auf der „Black Lives Matter“-Plaza versammelt hat. Während wir dieses Protestgeschehen verfolgen, nehmen wir wahr, dass aus großen Lautsprecherboxen plötzlich Musik erklingt. Anfangs ist der Song unter dem Stimm- und Rufgewirr der Protestierenden kaum zu hören, doch bereits kurze Zeit später – gerade erklingt der Refrain des Songs, den wir nun als Kendrick Lamars „Alright“ identifizieren können – stimmen viele der Versammelten mit ein und singen die Zeilen „we gon’ be alright“ lautstark mit.

Unser zweiter Stopp führt uns ins spätnächtliche New York City. Dort können wir beobachten, wie „Black Lives Matter“-Protestierende von einer Reihe schwer gerüsteter Polizistinnen und Polizisten daran gehindert werden, die Manhattan Bridge zu überqueren und ihren Protestzug fortzusetzen. In dieser „festgesetzten“ Situation beginnen erst einige, dann immer mehr Protestierende, der Polizei die Worte „move bitch, get out the way, get out the way, bitch, get out the way“ – hierbei handelt es sich um Verse aus einem Song des Rappers Ludacris – rhythmisch entgegen



Foto: Isabella Auer/Christian Gürtler

zu skandieren. Die Art und Weise, wie ich diese Szenen schildere, lässt wahrscheinlich schon durchblicken, dass es sich hierbei nicht um fiktive Situationen handelt. Vielmehr haben sich die geschilderten Ereignisse im Juni 2020 tatsächlich so zugetragen und wurden auf Social Media geteilt. Dort bin auch ich in der frühen Orientierungsphase meiner Dissertation über sie „gestolpert“ – und war sofort angefixt. Als jemand, der dieses Genre leidenschaftlich hört und eine tiefe Verbundenheit gegenüber der Kultur pflegt, weckt Hip-Hop unabdingbar mein Interesse. Und als Systematischer Theologe mit großer Affinität für Themen des Politischen wächst dieses Interesse nochmals an, wenn Hip-Hop für politische Zwecke auf die Straße gebracht wird.

Genau damit haben wir es in beiden eingangs geschilderten Szenen zu tun: mit Hip-Hop, der nicht bloß zu Unterhaltungszwecken gespielt und gesungen wird, sondern der gezielt in „Black Lives Matter“-Protestkontexte eingebracht wird, um dort als eine Form des politischen Ausdrucks in der Öffentlichkeit zu fungieren.

Doch mit der Faszination über diese Verwendung von Hip-Hop taten sich zugleich Folgefragen auf: erstens danach, welche Wirksamkeit diese Form des politischen Ausdrucks in der Öffentlichkeit entwickelt; zweitens danach, wie wir uns als protestantische Theologinnen und Theologen zu solch ästhetischen Artikulationen in der politischen Öffentlichkeit positionieren können. Denn auf der einen

Seite dient Hip-Hop hier als Sprachrohr marginalisierter Gruppen und wird für Zwecke ins Feld geführt, die absolut unterstützenswert sind: den Kampf gegen strukturellen Rassismus und überzogene Polizeigewalt. Auf der anderen Seite geschieht dies teils jedoch auf eine Weise, die selbst fragwürdig erscheint: wenn etwa Polizistinnen und Polizisten misogyn als „bitches“ beleidigt werden.

Beiden Fragen bin ich in meiner Dissertation interdisziplinär nachgegangen, indem ich unter anderem politiktheoretische, philosophische und theologische Ansätze miteinander kombinierte und auch Ansätze der Hip-Hop und African American Studies heranzog. Mein Ziel war es, theoretische Wahrnehmungs- und Beurteilungswerkzeuge zu entwickeln, die es ermöglichen, präzise wahrzunehmen, welche öffentliche Wirksamkeit derlei ästhetische Artikulationen entfalten, und begründet Stellung gegenüber diesen spezifischen Ausdrucksformen zu beziehen.

Die Entwicklung des anvisierten Wahrnehmungswerkzeugs gestaltete sich verhältnismäßig geradlinig. In Auseinandersetzung mit verschiedenen Öffentlichkeitstheorien identifizierte ich mehrere Perspektiven, die dazu genutzt werden können,

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

die öffentliche Wirksamkeit ästhetischer Momente wahrzunehmen.

Das Beurteilungswerkzeug zu entwickeln, erwies sich als deutlich komplizierter. Denn auf der einen Seite lag mir daran, eine kritische Perspektive einzunehmen und diejenigen Ausformungen und Verwendungsweisen des Hip-Hops, die problematisch sind – etwa die „bitches-Ansprache“ oder andere Formen von Sexismus oder gruppenbezogener Feindlichkeit –, nicht unkommentiert stehen zu lassen. Auf der anderen Seite war es mir äußerst wichtig, zu vermeiden, als Weißer Mann aus einem westlichen Kanon heraus Kriterien zu entwickeln, an denen sich Hip-Hop – eine ästhetische Ausdrucksform, die eng mit der Lebenssituation Schwarzer Personen in den USA verbunden ist – bei „Black Lives Matter“-Protesten vermeintlich messen lassen soll.

Um solche Übergriffigkeit so weit wie möglich zu vermeiden, wählte ich ein rekonstruktionshermeneutisches Verfahren: Ich arbeitete zuerst heraus, welche Anliegen in der Hip-Hop-Kultur selbst verkörpert sind und sich in Schwarzen Befreiungsbewegungen finden lassen. Diese brachte ich dann mit diversen philosophischen wie theologischen Ansätzen – unter anderem der Black Theology und der

Öffentlichen Theologie – ins Gespräch. Dies erlaubte es mir, die Konturen dieser Anliegen zu schärfen und sie als fundierte Beurteilungskriterien zu plausibilisieren, die es ermöglichen, konkrete Formen des Hip-Hops beziehungsweise Hip-Hop-Artikulationsformen in öffentlichen (Protest-) Kontexten gleichermaßen sensibel wie begründet zu beurteilen und gegebenenfalls immanent zu kritisieren.

Die Ergebnisse meiner Forschung habe ich Anfang Februar 2024 offiziell als Dissertation eingereicht. Doch damit ist das Thema für mich nicht abgeschlossen. Mein Plan ist es, auch in Zukunft weiter am und mit Hip-Hop zu arbeiten und zu fragen, was wir gerade in Deutschland – in den USA ist die akademische Auseinandersetzung mit Hip-Hop schon deutlich weiter – als Evangelische Theologie und Ethik von ihm lernen können. Denn als eine der einflussreichsten (Jugend-)Kulturen der Gegenwart bietet Hip-Hop tiefe Einblicke in urbane Lebensformen, die Herausforderungen, mit denen Personen alltäglich konfrontiert sind, sowie die dort tradierten Vorstellungen und Werte. Darüber hinaus ist Hip-Hop insgesamt auch viel zu faszinierend, um ihn theologisch wie ethisch nicht zu beachten. Aber vielleicht bin ich an dieser Stelle auch einfach ästhetisch voreingenommen. ◀

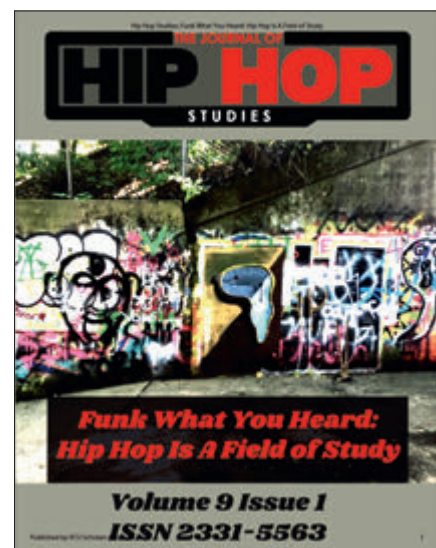
Aufgezeichnet von Kathrin Jütte

Für Sie reingeschaut

Kritisch und kulturell engagiert

Das *Journal of Hip Hop Studies* (JHHS) widmet sich zweimal im Jahr der kritischen und kulturell relevanten Auseinandersetzung mit dem Hip-Hop. Die von Experten herausgegebene Zeitschrift mit Chefredakteur Travis T. Harris präsentiert sowohl wissenschaftliche Arbeiten aus dem akademischen Bereich als auch Arbeiten von Hip-Hop-Künstlern und -Kritikern. Es werden zumeist Essays, Gedichte, Kurzgeschichten und Buchbesprechungen veröffentlicht, die im Bereich der Hip-Hop-Studien angesiedelt sind. Auch die Themen Kirche und Religion kommen vor, wie zum Beispiel in der Ausgabe aus dem Sommer 2018 „Ain't It Evil to Live Backwards?: A Hip Hop Perspective of Religion“ (Travis T. Harris/Cassandra D. Chaney). Die Zeitschrift positioniert sich innerhalb der Hip-Hop-Kultur und des Schwarzen Freiheitskampfes und ist frei und kostenlos für alle Interessierten weltweit zugänglich.

Weitere Infos: *Journal of Hip Hop Studies* | Virginia Commonwealth University (vcu.edu) www.scholarscompass.vcu.edu/jhhs



In der Freiheit begründet

Wohin steuert die evangelische Publizistik? Eine Tagung in Tutzing

STEPHAN KOSCH

Für gut 48 Stunden trafen sich in der Evangelischen Akademie Tutzing Mitarbeitende der evangelischen Publizistik, um über die herausfordernde Lage in ihrer Branche zu diskutieren.

Die von *zeitzeichen* mitorganisierte Tagung fasst Stephan Kosch zusammen.

Die evangelische Publizistik steckt in der Krise. Sinkende Auflagen in der Kirchengebetspresse bis hin zur kompletten Einstellung so traditionsreicher Titel wie der „Evangelische Kirchenbote“ in der Pfalz zum Ende des vergangenen Jahres sind da nur ein Indikator, wenn auch ein gewichtiger. Denn die generelle Krise des Print-Journalismus macht nicht halt vor den Redaktionstüren der evangelischen Wochenblätter: immer weniger Anzeigenkunden, immer weniger zahlende Abonnenten und noch immer kein Geschäftsmodell für das Internet, das die Einnahmeverluste ausgleicht oder gar überkompensiert. Zudem verlieren die Kirchen schneller Mitglieder, als noch vor kurzem erwartet – und damit wird auch der Kreis der potenziellen Leser*innen mit Interesse an kirchlichen Themen immer kleiner. Hinzu kommt: Die Kirchensteuereinnahmen sinken, was in den Redaktionen, die in der Regel abhängig sind von kirchlichen Zuschüssen, die Krisenstimmung verstärkt.

Gleichzeitig sind die Formen der evangelischen Publizistik vielfältiger geworden, Influencer, mal mit, mal ohne kirchlichen Auftrag, und eine wachsende Zahl von Social-Media-Angeboten bringen Sichtbarkeit im Netz, erreichen Tausende von Followern. Sie sorgen aber in der Regel auch nicht für neue Einnahmen und verwischen gleichzeitig zunehmend die Grenzen der verteilten Rollen zwischen Journalismus, kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit und Verkündigung in dem Gesamtgebilde „Evangelische Publizis-

tik“. Und weil immer weniger Geld zur Verfügung stehen wird, dürfte sich dieser Trend noch verstärken, so zumindest einer der Eindrücke nach der Tagung „Evangelische Publizistik – wohin?“ in der Evangelischen Akademie Tutzing. Nicht umsonst war neben „Krise“ die „Freiheit“ und die Betonung ihrer Bedeutung für die evangelische Publizistik ein wiederkehrendes Motiv in vielen Beiträgen.

So begann Roland Rosenstock, Professor für praktische Theologie, Religions- und Medienpädagogik an der Universität Greifswald und einer der Mitorganisatoren der Tagung, seinen Eröffnungsvortrag

überraschenderweise nicht bei dem Gründer der Inneren Mission Johann Hinrich Wichern (1808–1881), bei dem er den Beginn der selbständig organisierten evangelischen Pressearbeit verortet. Stattdessen erinnerte er an das Jahr 2012 und einen Streit um einen damals erschienenen Beitrag des Juristen Hans Ulrich Anke, bis heute Präsident des Kirchenamtes der EKD. In diesem hatte Anke Rosenstock zufolge vor allem den geistlichen Verkündigungsauftrag der evangelischen Publizistik betont und von dieser erwartet, dass die „auf die Botschaft der Kirche“ setze, „statt auf Nachrichten über die Kirche“.



Moderator und Mitinitiator
der Tagung in Tutzing: *zeitzeichen*-
Chefredakteur Reinhard Mawick.

Seit Januar im Amt ist die neue kaufmännische Geschäftsführerin des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP), Ariadne Klingbeil.

in Form von Ariadne Klingbeil als kaufmännische und Stefanie Schardien als theologische Geschäftsführerin, nahmen an der Tagung teil. Eine grundsätzliche Debatte über die Freiheit von Journalisten innerhalb kirchlicher Strukturen fand aber im Verlauf der Tagung ebenso wenig statt wie eine Diskussion über die künftige Rolle des GEP. Letzteres war sicherlich der erst kurzen Amtszeit der neuen GEP-Spitze geschuldet, Ariadne Klingbeil hatte erst im Januar ihren Dienst angetreten, für Stefanie Schardien begann er sogar erst am 1. März, also am letzten Tag der Tagung. Und Hans Ulrich Anke wollte in seinem Vortrag nicht auf den Streit aus dem Jahr 2012 eingehen, sondern verwies auf die aktuelle Krise der Kirche, in der externe Faktoren mit hausgemachten Problemen zusammenwirkten. Die im GEP organisierte Publizistik sei Teil der Kirche, sagte Anke. Und die Aufgabe der Krisenbewältigung sei Teil ihres Dienstes. Diese sollte sie annehmen.

Kritisches Potenzial

Zudem forderte Anke eine stärkere Bündelung der Kräfte in der kirchlichen Kommunikation. Mit Blick auf die Wirtschaftlichkeit und Wirksamkeit sei dies „längst schon überfällig“. Bislang fehle es an verbindlicher Steuerung, sagte Anke angesichts der föderalen Struktur im deutschen Protestantismus.

Zugleich betonte er, dass die Kirche das kritische Potenzial von professionellem Journalismus brauche. Für den *Evangelischen Pressedienst (epd)* sei dessen redaktionelle Unabhängigkeit eine „Notwendigkeit“.

Die Freiheit der evangelischen Publizist:innen blieb also Thema. Auch bei Christine Ulrich, Redakteurin beim *epd* in Bayern und Doktorandin, die sich wissenschaftlich mit dem Wahrheitsdiskurs in seiner Bedeutung für die journalistische Arbeit beschäftigt. Trotz aller vermeintlichen post-faktischen Diskurse rund um Corona oder Donald Trump bleibe die Suche nach Wahrheit der Kern des Journalismus. Und das gelte besonders für Mitarbeitende der christlichen Publizistik, da sie sich in einer doppelten Wahrheitssuche befänden – einerseits als glaubende, andererseits als jour-

Dies wurde damals in vielen Redaktionen als Angriff auf die journalistische Freiheit innerhalb der evangelischen Publizistik gewertet. Stellvertretend reagierte damals Volker Lilienthal, langjähriger *epd*-Redakteur, mit heftiger Kritik und stellte die Frage nach der Unabhängigkeit des von der EKD finanzierten Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP) und den dortigen Möglichkeiten für einen freien Journalismus. Rosenstock selber verwies am Ende in seinem Vortrag darauf, dass der erste Direktor des GEP, Roland Geisendörfer, „für die journalistische Freiheit innerhalb und außerhalb der verfassten Kirche“ eingetreten sei. Hingegen habe der bis März 2024 amtierende GEP-Direktor Jörg Bollmann den Aussagen Ankes nie öffentlich

Mitarbeitende der christlichen Publizistik sind Wahrheitssuchende im doppelten Sinne.

widersprochen. Und: Das GEP habe sich von einem Dachverband zur Förderung und Vernetzung der landeskirchlichen Presseverbände zu einem „wirtschaftlich konkurrierenden Mitbewerber gegenüber den föderal geprägten Medienverbänden gewandelt“.

Alles in allem also ein durchaus provokanter Auftakt, denn sowohl Hans Ulrich Anke als auch die neue GEP-Doppelspitze,



*Ursula Ott (links), Chefredakteurin des evangelischen Magazins *chrison*, und Stefanie Schardien, theologische Geschäftsführerin des CEP, bei ihrem Beitrag zu Journalismus und Verkündigung.*

nalistisch arbeitende Menschen. Beiden Feldern liege das Prinzip der Zeugnenschaft zugrunde und eine besondere innere Grundhaltung des Mutes und der Demut. „Christliche Publizistik ist prädestiniert für die Wahrheitssuche, weil sie in der Freiheit begründet ist.“

Diesen Faden nahm Ulrich Körtner, Professor für systematische Theologie an der Universität Wien, in seinem Vortrag auf. Wie freiheitsfördernd oder freiheitshemmend kirchliche Medien seien, zeige sich „konkret in ihrer Praxis der Presse- und Meinungsfreiheit, der journalistischen Sorgfaltspflicht, aber auch den Freiräumen, die Redaktionen und Verlagen von den Kirchen eingeräumt werden“. Evangelische Publizistik sei nicht mit kirchenamtlicher

setzung gerade auf den digitalen Kanälen mit einigen Herausforderungen zu kämpfen hat. Da ist zunächst die „Plattformisierung“ der digitalen Öffentlichkeit, die die Hamburger Professorin für Praktische Theologie Kristin Merle diagnostizierte. In dieser werde es für Kirchen immer schwerer, als relevant wahrgenommen zu werden. Denn allein die Adressatin entscheide darüber, was für sie relevant sei.

Doch auch nicht-kirchliche Medien hätten mit vielen neuen Problemen zu kämpfen, wusste Rieke Harmsen, Leiterin der Abteilung Crossmedia im Evangelischen Presseverband für Bayern, zu berichten. Sie berichtete via zoom aus New York, wo sie sich als Stipendiatin über aktuelle wirtschaftliche Trends der Medienwelt informieren konnte. Zu diesen zählen: Steigende Kosten bei sinkenden Erlösen, Nachrichten verlieren an Priorität auf den Social-Media-Kanälen, Geld wird vor allem über Sponsoring und Events verdient. Immer mehr Medien gäben auf, ganze Regionen in den USA seien mittlerweile Informationswüsten. Stiftungsfinanzierter Journalismus versuche, dagegen zu arbeiten, doch wenn eine Struktur einmal verschwunden sei, sei es schwer, diese wiederaufzubauen. Ein möglicherweise wichtiger Hinweis auch für die kirchliche Publizistik.

Weitere Berichte aus der Praxis lieferten Willi Wild, der Chefredakteur von *Glaube und Heimat*, Dennis Pfeiffer, Leiter der evangelischen Nachrichtenagentur *idea*, und *epd*-Chefredakteur Karsten Frerichs, der vor einer „Imitation von Journalismus“ in der evangelischen Publizistik warnte: „Wo evangelischer Journalismus draufsteht, muss evangelischer Journalismus drin sein! Und von seiner Funktion her ist und bleibt Journalismus untrennbar mit dem Adjektiv ‚unabhängig‘ verbunden“, betonte Frerichs. Einen Einblick in die Zukunft der evange-

lischen Publizistik in Bayern gab Roland Görtz, Direktor des dortigen Evangelischen Presseverbandes und ebenfalls Mitorganisator der Tagung. Dieser wird zumindest räumlich künftig enger mit der kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit verbunden sein, denn in München entsteht ein Kommunikations-Campus, in dem rund 80 Mitarbeiter adressatenbezogen „Content“ generieren und ihn auf unterschiedlichen Kanälen verteilen. Inwiefern die „reine Lehre“ der Trennung von unabhängig arbeitenden Presseverbänden von kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit bei diesem Campus-Modell auch zukünftig aufrechterhalten werden kann, bleibt abzuwarten.

Blick in die Zukunft

Zum Ende der Tagung blickte dann nochmal Florian Höhne, Lehrstuhlinhaber für Medienkommunikation, Medienethik und digitale Theologie an der Universität Erlangen-Nürnberg, in die Zukunft der evangelischen Publizistik. Diese brauche „auch künftig Organisationsformen, die Freiheit ermöglichen“. Höhne brachte auch Finanzierungsmodelle wie Spenden und Crowdfunding ins Spiel. Mit Blick auf die von Robert Geisendörfer geforderte Anwaltschaft für die Schwachen und Stimmlosen in dieser Gesellschaft fragte er kritisch, ob evangelische Publizistik diese wirklich zur Geltung bringe. Und er forderte, der Hoffnung Raum zu geben, etwa durch eine Stärkung des konstruktiven Journalismus, der die Probleme benenne, aber immer auch nach konkreten Lösungsansätzen frage und diese vorstelle. Sein Vortrag wie auch viele andere Beiträge der Tagung und weiterführende Texte sind nachzulesen im am Ende des Textes angegebenen Buch und einer Dokumentation der Tagung, die demnächst beim *epd* erscheint. ◀

LITERATUR

Reinhard Mawick/Willi Wild (Hg.): *Evangelische Publizistik – wohin? Geschichte, Beispiele und Zukunft kirchlicher Medienarbeit.* Wartburg Verlag, Weimar 2024, 258 Seiten, Euro 20,-.

WEITERE BEITRÄGE ZUM THEMA

www.zeitzeichen.net/node/11027 und www.zeitzeichen.net/node/11021

Evangelische Publizistik sollte nicht mit kirchenamtlicher Pressearbeit verwechselt werden.

Pressearbeit zu verwechseln und müsse auch kritisch über die eigene Kirche berichten. Sie sei „eine innere Konsequenz des Evangeliums der Freiheit. Dieses ist das Medium der Freiheit schlechthin.“

Die evangelische Publizistik spiele in der Kirche eine vergleichbare Rolle wie die (Qualitäts-)Medien in der demokratischen Gesellschaft als vierte Gewalt. „Sie stärkt im besten Fall das Priestertum aller Getauften, wenn sie die eigenständige Meinungsbildung der Kirchenmitglieder über Entwicklungen und Themen in Kirche und Gesellschaft fördert, zugleich aber auch eine unverzichtbare Aufgabe für die zunehmend säkulare Gesellschaft erfüllt, in der es zunehmend an soliden Kenntnissen über Religion, Christentum und Kirche mangelt.“

Ein ebenso motivierendes wie anspruchsvolles Aufgabenprofil, dessen Um-

So wie die Zeiten es uns abfordern

Ein Dienst für das Land könnte ein Beitrag für eine wehrhafte Demokratie sein

ROGER TÖPELMANN

Angela Merkel (CDU) hatte die Wehrpflicht 2011 nur ausgesetzt, aber damit in der Bundeswehr einen beispiellosen Personalniedergang ausgelöst. Selbst in ihren Anfangsjahren 1959 kamen die Streitkräfte auf fast 249 000 Soldaten. Die Bundeswehr zählt heute 181 672 Soldatinnen und Soldaten. Eine Zahl, die schon seit Jahren nach unten geht. Hingegen sind die politischen Vorgaben ambitioniert: 2031 sollen es 203 000 sein, ein mutiges Vorhaben, das kaum zu erreichen sein wird. Verteidigungsminister Boris Pistorius (SPD) hat schon mit der Ankündigung vorgebaut, die Zahl realitätsnah prüfen zu wollen. Was wird also mit dem Aufwuchs der Bundeswehr? Die Wehr- oder allgemeine Dienstpflicht spielt dabei eine wichtige Rolle.

Schon Anfang der 2000er-Jahre gab es Debatten um die Abschaffung der Wehrpflicht. Der Ersatzdienst in Krankenhäusern, in Senioren- oder Sozialeinrichtungen und in Kirchen erfuhr breite Anerkennung in der Gesellschaft: Seit 1961 hatten 2,5 Millionen Zivildienstleistende den Dienst absolviert. Dennoch, die Wehrgerechtigkeit rückte kritisch in den Fokus, weil immer weniger junge Männer eingezogen werden konnten. Am Ende führte das zur Aussetzung von Musterung und Wehrpflicht, aber eben auch zum Ende des Ersatzdienstes.

Bei der Debatte über Wehrgerechtigkeit wird gerne übersehen, dass der Dienst für das Land zum Selbstbewusstsein einer wehrhaften Gesellschaft einen großen Beitrag leisten kann. Bei 220 000 Wehrpflichtigen in den 1980er-Jahren „saß an jedem zweiten Küchentisch ein Wehrpflichtiger“, so Pistorius kürzlich. Eine Bindung an Gesellschaft und Staat, besonders ein Verständnis für andere Milieus war möglich. Fast überrascht blickt die deutsche Gesellschaft denn auch auf die Ukraine, wo der

unabdingbare Einsatz für das Land eine patriotische Selbstverständlichkeit scheint.

Der Militärhistoriker Sönke Neitzel (Potsdam) hat im Interview mit *zeitzeichen* (9/2023) gesagt: „Ohne eine wie auch immer gartete Dienstpflicht wird es nicht gehen.“ Er hat sogar prophezeit, der Personalbestand der Bundeswehr werde bis 2030 nicht auf 203 000 Soldaten aufgebaut, sondern auf 150 000 sinken. Die Politik sei schlicht „feige“.

Die Wehrbeauftragte Eva Högl sagt: „Wir können die Aussetzung der Wehrpflicht nicht rückgängig machen. Sie löst auch nicht kurzfristig die Personalprobleme der Bundeswehr. Wir haben keine Stuben, wir haben keine Uniformen, und wir haben keine Ausbilder. Nicht nur, weil der Ukraine-Krieg die Bundeswehr vor ganz


neue Herausforderungen stellt, lohnt es sich aber, über einen Dienst für die Gesellschaft nachzudenken.“ Der Wehrdienst ist in anderen Staaten sehr unterschiedlich geregelt: Den Grundwehrdienst in Österreich müssen alle männlichen Staatsbürger zwischen 17 und 35 Jahren leisten. Sie werden für sechs Monate eingezogen.

Alternativ gibt es auch einen Zivildienst. Für Frauen gilt die Pflicht nicht, was in der Alpenrepublik für Debatten sorgt. Im NATO-Land Norwegen gibt es eine Wehrpflicht, aber von den etwa 70 000 gemusterten Männern und Frauen werden nur 15 000 eingezogen. Einen Ersatzdienst muss niemand ableisten. Auch die Regelung in Schweden gilt als nachahmenswert: Nach sieben Jahren Aussetzung wurde 2017 die Wehrpflicht wieder eingeführt, also weit vor dem russischen Krieg gegen die Ukraine. Pro Jahr müssen etwa 4 000 Frauen und Männer für elf Monate ihren

Wehrdienst ableisten. Andererseits haben die USA, Frankreich und Großbritannien die Wehrpflicht schon lange abgeschafft und verlassen sich auf Berufsarmeen.

Deutschland muss bei einer Wiedereinsetzung der Wehrpflicht einen eigenen Weg beschreiten: Zuerst scheint es mir notwendig, die militärische Bedrohungslage in Europa anzuerkennen und die Bundeswehr personell wie materiell so auszurüsten, dass sie wieder voll verteidigungsbereit bleibt. Wohl bedarf es dazu auch eines

veränderten „Mindsets“. Nach Schule oder Ausbildung gilt es für die Generation der jeweils 18-Jährigen, sieben bis zwölf Monate ihrer Lebenszeit der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen: ein verpflichtender Dienst, der in den Streitkräften, aber genauso in zivilen Bereichen der Gesellschaft geleistet werden kann. Die Wehrbeauftragte nennt es allgemeines gesellschaftliches Dienstjahr, der Bundespräsident nannte es ein Dienstjahr für Deutschland. Könnte nicht auch die ältere Generation bei wachsender Lebenserwartung und Fitness freiwillig einen sozialen Dienst leisten?

Zuletzt muss darüber entschieden werden, ob Frauen der jungen Generation weiter von den Diensten befreit bleiben. Eine dazu notwendige Grundgesetzänderung kann es nur nach einer breiten gesellschaftlichen Debatte geben. Über allem gilt: aus der Lebenszeit etwas zu machen, so wie die Zeiten es uns abfordern. Dass der Staat von jeder Generation etwas fordern darf, das dürfte einem Gemeinwesen gut zu Gesicht stehen. Ein Störfall allerdings ist, wenn die EKD sich zur Wehrpflicht weiter in Schweigen hüllt. 

Roger Töpelmann war bis 2020 in der Evangelischen Militärseelsorge tätig. Er schreibt zu Themen der Bundeswehr.



Foto: privat

Könnte nicht auch die ältere Generation einen sozialen Dienst leisten?

300 Jahre neues Denken

Immanuel Kant hat das moderne Denken umfassend definiert und formuliert. Gleichzeitig lädt der Königsberger Philosoph noch heute zum Weiterdenken ein. In diesem Schwerpunkt werden anhand seiner Hauptschriften die wichtigsten Charakteristika seiner Philosophie vorgestellt und ihre bleibende Bedeutung skizziert – auf dem Gebiet der Wirklichkeitsbeschreibung, der Religion und für die Frage nach Krieg und Frieden.





Foto: Bildvorlage: Friedrich Wilhelm Springer (1760–1805); Immanuel Kant (1765).

MAGNUS SCHLETTE

Gut gefragt

Wie der große Königsberger mithilfe wesentlicher Fragen noch heute in einzigartiger Weise die Wirklichkeit erschließt.

Seite 30

STEPHAN SCHAEDE

Auf neuem Grund

Warum Immanuel Kant mit seiner Religionsschrift den Glauben an Gott auch in der Moderne (heiter) möglich macht.

Seite 33

EBERHARD PAUSCH

Unbedingt Frieden

Wie uns Kants letzte große Schrift „Zum ewigen Frieden“ von 1795 auch noch in heutigen Konfliktlagen helfen sollte.

Seite 37

PHILIPP GESSLER

Denker der Saison

Ein Abend mit den angesagten Kantdeutern der Saison: dem Philosophen Omri Boehm und dem Schriftsteller Daniel Kehlmann.

Seite 37

INTERVIEW

Bleibend wichtig

Gespräch mit der Theologin Petra Bahr über Kants Bedeutung für die Gewinnung ethischer und religiöser Standpunkte.

Seite 40

Im Bewusstsein unserer Existenz

Das System Kant oder wie Aufklärung mittels kreativer Vernunftkritik funktionieren kann

MAGNUS SCHLETTE

Warum brauchen wir weiter Kants gedankliche Grundlegung?

Weil der Königsberger Philosoph eine Synthese des Denkens in verschiedenen Seinsweisen vorlegte, die bis heute in aller Freiheit den modernen Menschen produktiv vor naturwissenschaftlichen Engführungen bewahrt, meint der Philosoph Magnus Schlette. Er leitet den Forschungsbereich Theologie und Naturwissenschaft an der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg.

Kant hat nur einmal etwas *beschlossen*. Nur die *Kritik der praktischen Vernunft* und kein anderer Text aus seiner Feder endet mit einem „Beschluss“. Der Grund dafür ist ganz einfach. Er schrieb seinen „Beschluss“ damals in dem Bewusstsein, die Aufgabe, die er sich selbst gesetzt hatte: die Grundlegung des Geltungsbereichs möglichen menschlichen Wissens sowie unseren moralischen Verpflichtungen anderen Menschen gegenüber, erfüllt zu haben (dass dann noch weitere wichtige Werke folgen sollten, die sein philosophisches Programm ergänzten, steht auf einem anderen Blatt).

Antwortet die *Kritik der reinen Vernunft* [1781], Kants erstes Hauptwerk, auf die Frage, was wir billigerweise wissen können, so belehrt uns sein zweites Hauptwerk, die *Kritik der praktischen Vernunft* [1788] darüber, was wir tun sollen. Damit hatte Kant vorgelegt, was seine Zeit zur Orientierung für den Ausgang des Menschen „aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“ allermindestens bedurfte, und was Kant in einem berühmten Aufsatz von 1784 kurz und bündig als Aufklärung bezeichnet hatte. Denn Unmündigkeit, so Kant dort, sei „das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen,“ und selbstverschuldet sei sie dann, wenn es dem Menschen an Entschlusskraft und Mut fehle, selbst zu denken.

Wenn der Mensch sich nun aber durch Selbstdenken aus der angemessenen Autorität anderer Menschen oder auch von Institutionen soll befreien können, von denen er sich bislang gewohnter Weise hat sagen lassen, was er denken möge, dann muss er sich auch darauf verlassen können, dass das geht, das Selbstdenken. Von den Lehrern an den preußischen Landschulen bis zu den Königsberger Gelehrten, von den Bürgern in den Salons bis zu den Beratern des Königs müssten sich idealerweise alle darauf verlassen können, dass „Selbstdenken“ kein bloßes Schlagwort ist.

Bilanz bisherigen Philosophierens

Insofern verband Kant mit seinen beiden Kritiken, die keineswegs an der Vernunft herumkritteln, sondern ihr ihre Reichweite aufzeigen und damit zu unterscheiden lehren, was vernünftigerweise wie gedacht werden kann und was wie nicht, ein gesellschaftspolitisches und auch universitätspolitisches Projekt. Kants Befriedigung darüber, diesem Projekt eine verlässliche Grundlage gegeben zu

haben, bewog ihn zum „Beschluss“ seiner *Kritik der praktischen Vernunft*. Mit ihm zieht Kant eine Art Bilanz seines bisherigen Philosophierens. Man hat den Eindruck, er trete hier für einen Augenblick von seinem Tagesgeschäft der Vorlesungs- und Forschungstätigkeit zurück und besinne sich darauf, was ihn zu seiner Profession bewogen und in ihr festgehalten habe.

Aber warum ist das alles heute noch von Belang? Warum beschließen nicht auch wir unsere Beschäftigung mit Kant, beispielsweise durch eine Reihe von „Beschlüssen“ zu seinem dreihundertsten Geburtstag, die in sentimentalischer Erinnerung an die deutsche Aufklärung den, der sie mit seinem kritischen Werk vollendet hat, abfeiern, nur um ihn dann wieder zu vergessen? Zwei Antworten auf diese Frage:

Erstens: Kant und die Metaphysik. Kant, der der ihm überkommenen Metaphysik attestierte, mit den Fortschritten in den Naturwissenschaften nicht mithalten und den neu gewonnenen Standards der Überprüfung von Wissensansprüchen nicht genügen zu können, war sich gleichwohl ihrer bleibenden Bedeutung bewusst. „Metaphysik muss Wissenschaft sein“, schreibt er, und nicht etwa, die Metaphysik müsse durch die Wissenschaft abgelöst werden. War traditionellerweise die Ontologie als *metaphysica generalis* – in den Worten des Aristoteles – mit der Bestimmung des „Seienden, insofern es seiend ist“, befasst, so die rationale Psychologie als Teildisziplin der *metaphysica specialis* mit Wesen, Ursprung und Fortbestehen der menschlichen Seele.

Destruktion rationaler Philosophie

Was die Ontologie betraf, so hätte ihre ersatzlose Preisgabe für Kant den Verzicht auf gesichertes Wissen über die Welt bedeutet, eine Beschränkung auf Wahrscheinlichkeiten, statistische Regelmäßigkeiten und den fragmentarischen Charakter der empirischen Einzelerkenntnisse, die in den naturwissenschaftlichen Disziplinen erworben werden. Mit der Destruktion der rationalen Psychologie stand wiederum die Idee einer eigenständigen Sphäre des Geistigen auf dem Spiel. Zeitgenossen Kants wie die französischen Materialisten vollzogen bereits den Schritt von der Psychologie zur Physiologie. Hier bahnt sich die Beanspruchung einer naturwissenschaftlichen Leitperspektive auf den Menschen an, in deren Interesse es liegt, das Mentale aufs Organische und das Organische aufs Physische zu reduzieren.

Kants *Kritik der reinen Vernunft* lässt sich als eine zugleich moderne wie verständnisvolle Antwort auf die Nöte der Metaphysik verstehen. Eines ihrer zentralen Argumentationsziele ist es, die begrifflichen Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung aufzuweisen, die selbst nicht der Erfahrung entstammen, sondern aus der Rekonstruktion unserer Urteilstätigkeit als intellektuelle Voraussetzung aller Erfahrung erschlossen werden können. Damit beabsichtigte Kant, die alten Erkenntnisansprüche der Ontologie in den Grenzen der Anschauung einer Erfahrungswelt neu zu be-

gründen sowie gegen die Reduktion des Mentalen aufs Organische einen belastbaren Gegenentwurf aufzubieten.

Indem Kant die Ontologie in den Grenzen der Erfahrungswelt neu begründete und den Eigenwert des Mentalen verteidigte, schuf er zugleich eine Grundlage dafür, die alten Kernbegriffe der speziellen Metaphysik, den Weltbegriff der Kosmologie, den Gottesbegriff der Theologie und den Seelenbegriff der Psychologie auf ganz neue Weise zu diskutieren. Sie verweisen jetzt zwar nicht mehr auf Gegenstände möglicher Erkenntnis, da sie den Bereich unserer Erfahrung überschreiten, dienen aber gleichwohl der Orientierung im Denken, da wir Menschen als Vernunftwesen nicht anders können, als diese Begriffe zu bilden und uns in unserem Selbstverständnis nach ihnen zu richten. Ebendies: Die Begründung einer konstruktiven Unterscheidung zwischen dem Wissbaren und dem Denkwürdigen zeichnet die *Kritik der reinen Vernunft* aus.

Zweitens: Kant und das Weltbürgertum. Zurück zu Kants „Beschluss“ der *Kritik der praktischen Vernunft*. Seine Anfangszeilen ragen aus dem kurzen Textstück, ja, aus seinem Gesamtwerk heraus, sie zieren sogar seinen Grabstein in Königsberg, als seien es eben diese Worte, für die er unvergessen bleiben soll: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit

beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Stellen wir uns den Philosophen vor, wie er am Ufer des Haffs steht und in den abendlichen Himmel schaut. Dabei weiß er sich in einer langen Tradition, die den Ursprung der Philosophie im Staunen erkannt hat. Bei Platon ist es die Verwunderung über die intellektuellen Abgründe unserer vermeintlichen Alltagsgewisheiten, übers Selbstverständliche, das, genauer und im Zusammenhang betrachtet, immer mehr Fragen aufwirft und in uns eine belebende Gemütsbewegung erzeugt – das *páthos philosophou*; bei Aristoteles,

Stellen wir uns den Philosophen vor, wie er am Ufer des Haffs steht und in den abendlichen Himmel schaut.

der die Verwunderung an den Anfang seiner, übrigens der ersten überlieferten Philosophiegeschichte (im ersten Buch seiner *Metaphysik*) stellt, ist es die Verwunderung über das Unerklärliche, vom Nächstliegenden bis zur „Entstehung des Alls“. Der römische Dichter und Philosoph Lukrez war dreihundert Jahre später anderer Meinung: Der Sternenhimmel verwundere uns nur, solange wir seinen Anblick noch nicht gewohnt seien; allein das Neue erregte unsere Neugier.

Immanuel Kant (1724–1804),
moderne Darstellung (2015).



Kant nimmt für Aristoteles und gegen Lukrez Partei. Die Bewunderung, die er angesichts des Sternenhimmels empfindet, erklärt er uns andernorts als „eine Verwunderung, die beim Verlust der Neuigkeit nicht aufhört“ und genau dann erregt werde, „wenn Ideen in ihrer Darstellung unabsichtlich und ohne Kunst zum ästhetischen Wohlgefallen zusammenstimmen“. Kants Gebrauch des Begriffs der *Verwunderung* schließt an den Bedeutungsaspekt an, der durch das lateinische „*stupor*“ transportiert wird: die Plötzlichkeit, mit der das Verwunderliche uns vorübergehend in den Bann schlagen kann, während er den Begriff der *Be-wunderung* im Sinne von „*admiratio*“ verwendet, also jenes Begriffs, der die Verwunde-

Kant diente der Sternenhimmel allgemein als Chiffre einer Begreifbarkeitserwartung.

zung zuallererst zu einem intellektuellen Gefühl adelt, da sie uns als denkfähige Wesen herausfordert. Kant unterscheidet das *bloß* Neue von einem solchen Neuen, das unserer Vernunft etwas zu denken aufgibt. Letzteres ist sozusagen intellektuell satisfaktionsfähig, es regt unsere Vernunft an und fordert sie heraus, uns über das Verwunderliche Gedanken zu machen.

Die *admiratio* angesichts des Sternenhimmels lag im Falle Kants nahe. So war er seiner Ausbildung nach und von Haus aus Astronom, Himmelsforscher, und daher vor aller Philosophie mit dem Studium der Sterne vertraut. Aber zugleich dient ihm der Sternenhimmel im „Beschluss“ ganz allgemein als Chiffre einer Begreifbarkeitserwartung, die Menschen als Vernunftwesen an die Welt herantragen. Der Sternenhimmel versinnbildlicht unsere Aufgabe als denkende und wissbegierige Wesen, uns aus dem einmal Erkannten stets komplexere, noch nicht erkannte Zusammenhänge zu erklären.

Und diese Begreifbarkeitserwartung an den Sternenhimmel ergänzen die famosen Eingangszeilen des „Beschlusses“ durch die ehrfurchtsvolle Einsicht in das moralische Gesetz. Kant verwendet den Begriff der Ehrfurcht durchgängig synonym mit dem der Achtung. Und den Begriff der Achtung reserviert er für die Bezeichnung eines Gefühls, das durch das Bewusstsein eines Gesetzes der Vernunft erweckt wird.

Ein Vernunftgesetz ist ein Gesetz, das sich die Menschen in ihrer Eigenschaft als Vernunftwesen selbst gegeben haben. Vor dem moralischen Gesetz empfinden wir, wie Kant auch schreibt, „ehrfurchtsvolle Scheu“. Sie wächst in dem Maße, in dem wir auf den Begriff bringen, was es heißt, ein autonomes Wesen zu sein, ein Wesen, das allein aus begründeter Einsicht in eine selbstgesetzte Verpflichtung heraus bestimmt, wie es handeln soll.

Die Pointe der berühmten Eingangsformulierung des „Beschlusses“ ist eine doppelte Handlungsaufforderung, die die Gemütsbewegungen der Bewunderung und Ehrfurcht für uns, hier stellvertreten durch Kant, bereithalten: Die Bewunderung für den bestirnten Himmel appelliert an uns, unserer

Aufgabe als denkende und wissbegierige Wesen nachzukommen, das einmal Erkannte stets in komplexere *theoretische* Zusammenhänge zu stellen: Wir wollen wissen, was erkannt werden kann. Die Ehrfurcht für das moralische Gesetz appelliert an uns, unserer Aufgabe als denkende und wissbegierige Wesen nachzukommen, das einmal Geforderte stets in komplexere *praktische* Zusammenhänge zu stellen: Wir wollen wissen, was zu tun ist.

Nicht nur dem Sternenhimmel kommt im Beschluss also symbolische Bedeutung zu, sondern auch dem moralischen Gesetz beziehungsweise dem Sittengesetz. Steht der Sternenhimmel für das grenzenlose Reich möglichen Wissens über die Welt unserer Erfahrung, so steht das moralische Gesetz für die moralische Bewährungsaufgabe unserer Lebensführung. Fest steht dabei, dass wir die Ehrfurcht vor dem moralischen Gesetz nicht einfach von der Bewunderung für den bestirnten Himmel abtrennen und beide als Gemütsbewegungen behandeln können, die unabhängig voneinander existieren. Es handelt sich sozusagen um zwei Seiten einer Medaille. Denn beides, Sternenhimmel und moralisches Gesetz, sind laut Kant, wie er wenig später schreibt, durch ihre Verknüpfung mit dem „Bewußtsein meiner Existenz“ verbunden. Ich werde mir demnach in der Betrachtung des Himmels ebenso wie in der Besinnung auf das moralisch Gebotene einer Bestimmung meines Lebens gewahr.

Philosophie als Aufklärung

Das „Bewußtsein meiner Existenz“: Das sind Kants Worte dafür, dass wir uns in der Verwunderung, von der die Philosophie ihren Anfang nimmt, darauf verständigen, wer wir sind. Die Philosophie, als Aufklärung, trägt mithin dazu bei und bekräftigt uns darin, dass wir den uns als Vernunftwesen gestellten Aufgaben gerecht werden, die Welt zu erkennen, uns ihrer zu bemächtigen, sie uns nutzbar zu machen – und unserer Verantwortung für unsere Mitmenschen gerecht zu werden. Damit trägt die rechtverstandene Philosophie, als Aufklärung, zum Weltbürgertum bei, zu dessen Entwicklung Kant anderswo auch historische Indizien erhoben und pädagogische Erwägungen angestellt hat.

Noch einmal: Warum ist das heute noch von Belang? Kants Selbstverortung zwischen unwissenschaftlicher Metaphysik und wissenschaftlichem Naturalismus ist angesichts des gegenwärtigen Szientismus eine immer noch bedenkenswerte und entwicklungsfähige Alternative. Und was seine Idee der weltbürgerlichen Aufklärung anbelangt, so erinnert sie uns an das Projekt einer Bestimmung des Menschen diesseits identitätspolitischer Fragmentierungen, das zumindest seinem Anspruch nach ohne inhaltliche und als solche zwangsläufig einseitige Wesensaussagen über den Menschen auskommt. Bei aller berechtigten Kritik an seiner Durchführung bei Kant ist dieser Anspruch nicht passé, schon gar nicht die intellektuelle Redlichkeit und Sorgfalt, mit der sich Kant diesem Projekt widmete. ◀

„*Critik der reinen Vernunft*“ – Kants bedeutende Hauptschrift erschien 1781.



Foto: akg

Leidenschaftlich durchdachte Zuversicht

Kant und die Religion – Plädoyer für einen vernunftkritischen Optimismus inklusive Heiterkeit

STEPHAN SCHAEDE

300 Jahre und kein bisschen überholt! Kants produktives Miteinander von pflichterkennender Moralität und durchdachter Zuversicht ist bis heute die wichtigste Triebkraft eines in jeder Hinsicht gewinnbringenden und menschenfreundlichen Religionsverständnisses. Warum, das beschreibt Stephan Schaeде, Vizepräsident der EKD und Leiter des Amtsbereichs der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD).

Warum lohnt es sich, Immanuel Kants Überlegungen zur Religion aus dem Schrank zu holen? Nicht etwa wegen seines sittlichen Impetus, mit dem er der Religion auch in ihren praktischen Realisationsformen abverlangte, moralisch wirksam und triftig zu werden. Um weiteres moralinsaures Wasser auf die Mühlen schrumpfreligiöser Erwartungshaltungen einer Öffentlichkeit dieser Tage zu gießen, hätte es eines Immanuel Kant nicht gebraucht. Den damit verknüpften moralstrapaziösen Erwartungsfuror haben längst vor ihm und deutlich penetranter nach ihm auch die so genannten Aufklärungstheologen in den öffentlichen Raum hinausposaunt. Für die Moralisierung der Religion, für die Verbindung des Daseinsrechtes von Religion an ihre caritative, diakonische und ethisch-orientierende Wirksamkeit, hätte es eines Immanuel Kant nicht bedurft.

Kant aufzuschlagen, lohnt sich aus ganz anderen Gründen: Kant verkörpert eine originelle Mischung aus Selbstkritik und Vernunftorientierung. Ein überaus neugieriger, an allem und allen interessierter Zeitgenosse, seines Zeichens Naturwissenschaftler, der aus universaler Leidenschaft in die Philosophie gegangen ist, meldet sich im Spannungsfeld von „gestirntem Himmel über mir und moralischem Gesetz in mir“ zu Wort. Kennzeichnend für ihn ist ein ebenso leidenschaftlicher wie durchdachter Optimismus. Über so manche kirchenleitende emotional sternenstaubtrunkene apokalyptische Melancholie unserer Tage hätte er den Kopf geschüttelt. Vernunftkritische Zuversicht ist angesagt.

Zu einer religionsaffinen Haltung bei Kant mag auch sein unbeirrbarer Sinn geführt haben, sich nicht unter das Diktat einer

wie auch immer gearteten Wirklichkeit zu stellen. Hier kann er zum Lehrmeister einer auf ihre Sichtbarkeit und die ambivalenten Wirkungen ihrer Sichtbarkeit fixierten Kirche werden. Wirklichkeit ist für Kant nur ein Name für das, was der erkennende Geist im Vollzug der Anschauungsformen von Raum und Zeit als Stoff der Erfahrungswelt identifiziert. Die wirkliche Kirche ist also niemals die wahre Kirche.

Wie wäre es denn, wenn die Kirche das Kantjahr 2024 einmal zum Anlass nähme, von ihrer idiosynkratischen Befassung mit selbstgemachten Krisen abzulassen, stattdessen nach einem kirchlichen Ding, „wie es an und für sich betrachtet sein möge“, zu fragen, und sich von dieser Frage inspirieren zu lassen. Das ist das eine. Das andere ist: In kantischer Perspektive gilt: *Die Kirche kann, weil sie soll*. Und was sie soll, liegt für ihn auf

Foto: akg



Immanuel Kant (1724–1804) in einer zeitgenössischen Darstellung unbekannter Urheberschaft.

der Hand: „Stärkung des sittlichen Charakters – ... Religion: Andacht und Erbauung“ notiert Immanuel Kant lakonisch in einer in den nachgelassenen Schriften dokumentierten Notiz. Kant hat hier nicht einfach zwei religionsträchtige Bestimmungen aneinandergereiht. Erbauung sei „die moralische Folge aus der Andacht auf das Subjekt, welche einen neuen Menschen als einen neuen Tempel erbaut“, schreibt er in einer Anmerkung seiner Schrift *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* von 1793/94. Der Titel ist Programm. Vernunft ist auch hier wie so oft lebensbestimmend für Kant, eine Vernunft, die aber den Eigensinn von Religion anerkennt und ihm eine eben vernünftige Fassung verleihen möchte.

So unreformatorisch ist das gar nicht. Als Martin Luther in seinem Kleinen Katechismus zum dritten Glaubensartikel eingeschärft hat, „das ich nicht aus eigener vernunft noch krafft an Jehsum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu im kommen kann ...“, meinte er mitnichten, dass ein Mensch ohne Vernunft zu Gott kommen könne oder solle. Vernunft war auch bei Luther gefragt. Die Reformation wollte es

schon lange vor Immanuel Kant einfach wissen. Einen der Kernsätze aus Martin Luthers *De servo arbitrio* hätte Kant ohne weiteres mitsprechen können: „Der Christ sei verflucht, der nicht versteht, was er glaubt“. Und Kant wollte es auch in Fragen der Religion einfach wissen. Der erkenntniskritische Kant ist nur der halbe



Foto: picture alliance/ane/euroknissi

Sonnenaufgang über einem Lavendelfeld bei Thessaloniki (Griechenland).

Kant. Die Frage nach der Belastbarkeit metaphysischer Erkenntnis brannte Kant auf den Nägeln. Bei der Beantwortung dieser Frage weigerte sich Kant, mit einem Christian Wolff, dem deutschen Universalgelehrten der frühen Aufklärung, zum metaphysischen Lachen in den Keller zu gehen. Dessen überanstrengte Herleitungen der Notwendigkeit von Gott und Theologie hatten die Vernunft in Kants Augen hoffnungslos überstrapaziert. Diese Form einer philosophischen Theologie fand er maßlos übertrieben. Im Unterschied zu den Wolffianern war sein Umgang mit theologischen Topoi von einer augenzwinkernd leichtgängigen Hermeneutik bestimmt. Und das geht bei ihm so: „Die *medizinische Fakultät*

würde sich das erbliche Böse etwa wie den Bandwurm vorstellen, von welchem wirklich einige Naturkündiger der Meinung sind, daß, da er sonst weder in einem Elemente außer uns noch (von derselben Art) in irgend einem andern Tiere angetroffen wird, er schon in den ersten Eltern gewesen sein müsse.“ David Hume wiederum, sein etwas älterer schottischer Zeitgenosse, dessen Sinn für Humor Kant uneingeschränkt teilte, war ihm argumentativ mit seiner Tendenz zur Reduktion auf sensualistische und empirische Intuitionen und seiner ebenso skeptischen und metaphysikfreien Philosophie wiederum zu läppisch. Hume hatte theologisch maßlos untertrieben.



so genannte ontologische Gottesbeweis verfängt nicht. Selbst wenn Gott als „allerrealstes Wesen“ gedacht werden muss, ist die Existenz kein Prädikat dieses Wesens, sondern nur eine ontologische „Position“angabe, wie Kant formuliert. Auch der so genannte physikotheologische Gottesbeweis muss scheitern: Selbst wenn jemand meine, die Welt sei derart schön und zweckmäßig geordnet, dass sie nur ein weises Wesen gegründet habe. Wer sagt denn, dass der entsprechende Weltbaumeister ein Gott sein müsse? Es könnte ja auch ein kleiner grüner Urknallanzünder gewesen sein. Schließlich bleibt auch der kosmologische Gottesbeweis fraglich: Kant lässt den Gott der Gottesbeweise selbst schwindelig werden. Der nämlich müsse sich auch als allernotwendigstes Wesen die abgründige Frage vorlegen: „Aber woher bin ich denn?“

Epochale Veränderung

Kants Widerlegung der klassischen Gottesbeweise fand alsbald in die dogmatischen Lehrbücher der Folgezeit Eingang. In der Kombination mit seinem berühmten Diktum aus der Vorrede zur *Kritik der reinen Vernunft* „Ich musste ... das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen“, wurde es als wissenschaftstheoretisches Argument genutzt, um christliche Glaubensüberzeugungen diverser Art auf weiten Raum zu stellen. Das sei Kantgebrauch, keine sachgerechte Kantrezeption, meinte Emanuel Hirsch dazu. Die Veränderung in der Zuordnung von Wissen und Glauben durch Kant war epochal. Sie führt bei Kant in die neue Form einer ethischen Rechtgläubigkeit, die im Blick auf ihre positiven Setzungen ausgesprochen spartanisch daherkommt. Die Vernunft wird als Platzanweiserin zugleich zu einer restriktiven Grenzschildererin der Religion. Kant hat die theologische Begründungsrichtung philosophisch umgekehrt: Nicht weil es Gott gibt, muss ich sittlich handeln. Sondern weil ich als Mensch sittlich handeln kann, muss es die Gottesidee geben. Denn der sittlich hingerissene Mensch wird dadurch zu einer weltläufigen Persönlichkeit, dass er den Pflichtgedanken in das Zentrum seiner Humanität stellt.

Pflicht entsteht für Kant in Gestalt einer „Achtung vor dem moralischen Gesetz“.

Kant kann das so sagen: Ein der sittlichen Pflicht hingegebener Mensch heilige die Menschheit in seiner Person durch das moralische Gesetz. Genauer: Pflicht erhebe aus drei Gründen. Pflicht erhebt erstens, weil sie über alle kleingeistigen Nützlichkeitsabwägungen erhaben ist. Sie fragt nicht: Was habe ich davon? Pflicht erhebt zweitens, weil sie sich nicht um das schale Glück einer Spaßgesellschaft schert. Sie fragt nicht: Macht das denn auch Spaß? Pflicht erhebt schließlich drittens als Ausdruck höchster menschlicher Souveränität. In Gestalt einer „Achtung vor dem moralischen Gesetz“ entsteht sie in aller Freiheit. Das moralische Gesetz ist unbeding, allgemein und autonom. Es wird nicht fremd übergestülpt.

Vor diesem Hintergrund ist kein Zufall, dass der gleichermaßen vom Protestantismus wie Liberalismus geprägte Theodor Heuss von seinen Mitarbeitenden verlangte, den berühmten Passus zur Pflicht aus der *Kritik der praktischen Vernunft* wie einen sittlichen Katechismus auswendig zu kennen: „Pflicht, du erhebe-

In den Augen von Kant ging deutlich mehr. „Es ist durchaus nötig, dass man sich vom Dasein Gottes überzeuge; es ist aber nicht ebenso nötig, daß man es demonstriere“, hielt Kant 1763 fest. Später wird er klarstellen: Gott lässt sich nicht beweisen. Gott muss als Gottesidee, genauer als Ideal bestimmt werden, auf das eine vernünftige menschliche Gedankenführung hinauslaufen muss, die den Menschen wiederum ethisch in Gang bringt. Diese Gedankenführung mündet allerdings in eine Provokation der Vernunft. Sie muss bezwingend praktisch vernünftig an etwas festhalten, was sich theoretischer Vernunft entzieht. Reichlich grobkörnig zusammengerafft und bloß markiert: Der

ner großer Name, der Du nicht Beliebt, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassst, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nicht drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen ... Verehrung erwirbt.“ Die religiösen Anspielungen sind mit Händen zu greifen. Weil der Mensch in der Lage ist, „nur nach der Maxime“ zu handeln, „durch die“ er „zugleich wollen kann [...], daß sie ein allgemeines Gesetz werde“, wird er, in einer Religionsmetapher gesprochen, zum Einwohnungspunkt der Pflicht, ist er als Person und Ort der Pflichterfüllung niemals nur Mittel, sondern immer zugleich Zweck. Darin besteht nach Kant ausdrücklich die Würde des Menschen beziehungsweise die „Heiligkeit der Person“.

Ritualphänomenologisch karg

Dabei ist die Pflichterfüllung keine mechanisch reaktive ethische Kraft. Sie ist, ohne Untertreibung, kreativ. Indem ein Mensch in Freiheit erkennt, was im konkreten Fall seine Pflicht ist, setzt er neue Lebensgestaltungsanfänge. Pflichtbewusstsein ist Gottesverehrung, mehr noch, ist die einzig denkbare Form eines vernünftigen Gottesdienstes in den Grenzen der Vernunftreligion. Insofern wird bei Kant das Gewissen zum einzigen Spielfeld, in dem sich religiös Belastbares abspielen kann. Deshalb hat Kant überaus virtuos alle repräsentativen Außenverhältnisse und Stellvertretungsverhältnisse der christlichen Soteriologie (Lehre von der Erlösung) und Ekklesiologie (Lehre von der Kirche) in das Gewissen nach innen verlegt. Das führt zu virtuoson Transformationen der klassischen Lehrbildungen der Christologie in eine religiös-anthropologische Innenanschauung hinein. Wer Jesus Christus war und wie er war, wird dabei zu einer anregenden Strukturfolie zur Beschreibung menschlicher Innenansichten im Spannungsfeld dessen, was der Mensch soll und was er sollen zu können faktisch nicht einzulösen vermag. Die Folgen dieser Transformation sind ritualphänomenologisch einigermaßen karg. Diese Folgen muss der von Kant vertretene Vernunftglaube nun

Das Christentum ruft als „schicklichste Form“ der Religion in den Vernunftglauben.

einmal hinnehmen. Alle Formen, die spirituelle Verdichtungen im menschlichen Subjekt als Königsweg von Religiosität identifizierten, waren Kant suspekt. Hier urteilt er scharf: „Himmlische Einflüsse in sich wahrnehmen zu wollen“, komme einer „Art Wahnsinn“ gleich (Religionsschrift IV, Zweiter Teil, §2). Zuletzt ist es so: Religion „unterscheidet sich nicht der Materie ... nach in irgendeinem Stücke von der Moral, denn sie geht auf Pflichten überhaupt“. Diese ethische Universalität hat religionstheoretisch bemerkenswerte Folgen. Denn Religion ist Kants Urteil zufolge „nur eine einzige und es gibt nicht verschiedene Religionen, aber wohl verschiedene Glaubensarten an göttliche Offenbarung und deren statuarische Lehren“ (Streit der Fakultäten).

Kant war religionspolitisch klug genug, insbesondere der Glaubensart des Christentums systematisch etwas abzugewinnen. Das Christentum als „so viel wir wissen, die schicklichste Form“ der Religion könne besonders effizient in den Vernunftglauben hineinrufen. Dafür müsse allerdings der Vernunftglaube

zum Maßstab für die Frage werden, was an der christlichen Offenbarung dran ist. Sola razione statt sola scriptura! Oder anders: „Alles kommt in der Religion aufs“ rational reflektierte „Tun an, und diese Endabsicht mithin auch ein dieser gemäßer Sinn muß allen biblischen Glaubenslehren unterlegt werden.“

So kommt es für Kant genau dann zum religiösen Himmel auf Erden, wenn der statuarische Glaube zum Vernunftglauben heranreift. Kant denkt dabei in der Tat an einen Reifeprozess. Denn die durch eine kritische Vernunftorientierung ausgerufenen „Revolution der Denkungsart“ agiert auf dem religiösen Feld gerade nicht revolutionär-umstürzend, sondern reformorientiert. Ganz der vernünftigen Religionspraxis entsprechend, geschieht der entsprechende Reifungsprozess in aller rational gesteuerten Freiheit. Kant war davon überzeugt, dass diese Form eines selbstkritischen Rationalismus den Tiefsinn der Lebenszusammenhänge ohne jede zerstörerische Absicht zu kultivieren vermag.

Und hier kommt auf der Linie seines kritisch aufgeklärten Optimismus abermals Gott als eine die Lebensverhältnisse orchestrierende Instanz ins Spiel. Als Garant dafür, dass Pflicht im Gesamtprozess des ethisch verantworteten Lebens nicht ins Unglück stürzt, sondern zu etwas führt und zuletzt glücklich macht, „muss“ für Kant Gott zwingend postuliert werden.

Unsterblichkeit als regulative Idee

Die Literatur hat deshalb im Unterschied zu Kant selbst von einem „moralischen Gottesbeweis“ sprechen zu müssen gemeint. Das ist falsch. Denn die Notwendigkeit dieses Gottespostulats gibt lediglich der praktisch-persönlichen Überzeugung in ihrem Geltungsanspruch Ausdruck, ist also nicht weniger, aber auch nicht mehr als Resultat der Forderung eines menschlichen Vernunftvermögens, das praktisch werden möchte. Bewiesen ist damit nichts. Und die Frage muss offen bleiben, ob der darin liegende Vernunftoptimismus Recht behalten wird. Auch bleibt fraglich, wie triftig es ist, Gott als Instanz zu denken, die eine auseinanderdriftende Sinnen- und Sittenwelt, die Diskrepanz zwischen sittlichem Anspruch und faktischen Handlungsketten, die individuellen und gesamtgesellschaftlichen Bestrebungen zusammenhält. Ebenso faszinierend wie problematisch ist, die Unsterblichkeit der Seele als regulative Idee, also ein Konzept zu behaupten, auf das es hinauslaufen muss, angesichts der Einsicht, dass in einem endlich-vernünftigen Leben die volle Einheit des Menschen mit dem moralischen Gesetz nur in Gestalt eines unendlichen Strebens erreichbar sei. Faszinierend an Kants rigoros ethischer Religionskonzeption aber ist und bleibt deren an Fragen der Religion interessierte Ernsthaftigkeit, die vermeidet, was sich dieser Tage mit einer rigoros ethischen Religionshaltung verknüpft, nämlich ethisch rigoristisch zu sein und den ethischen Rigorismus an die Stelle von Gott selbst zu setzen.

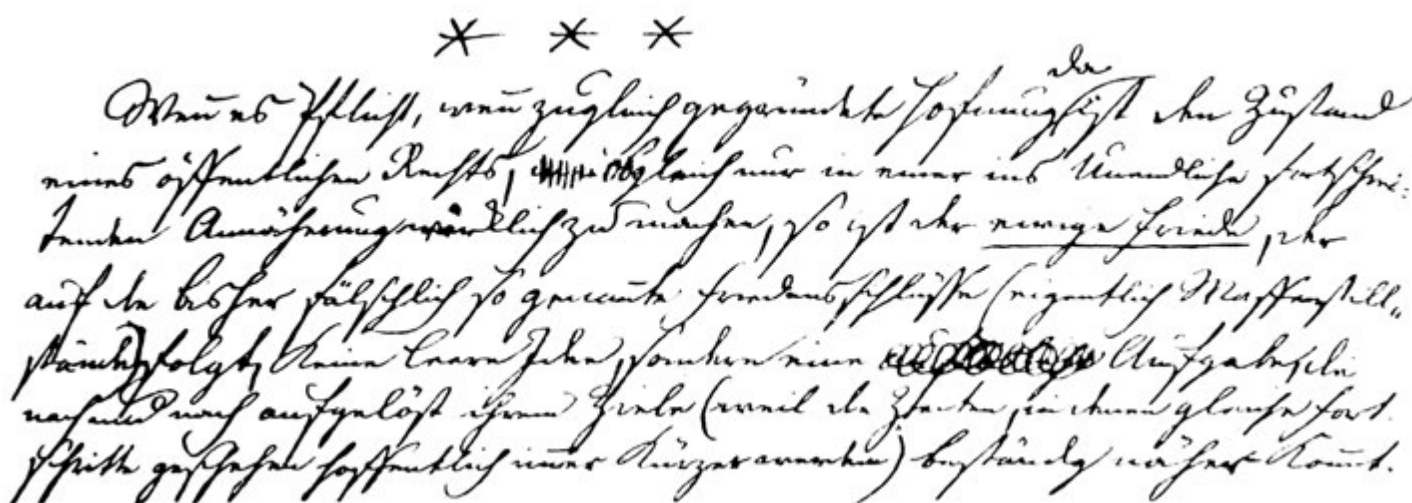
Gegenüber dieser hoffnungslosen Form der Religiosität gibt Kants Religionsphilosophie weiter zu denken und erteilt einer christlichen Theologie eine produktive Lektion: Das, was der christliche Glaube zu sagen und zu gestalten vermag, sollte durchdacht sein. Eine solche Theologie nimmt nicht statuarisch hin, was christliche Dogmatik ihr vorsetzt. Sie wird aber mit der Energie des menschlichen Intellekts den Freiraum, den der christliche Glaube rituell, intellektuell und emotional bietet, gegenüber dem Grenzwächtertum der (reinen) Vernunft heiter ausweiten. ◀

Ewiger Friede?

Kants umfassende Friedensethik und die Kirchen

EBERHARD PAUSCH

Foto: akig



Handschriftenprobe von Immanuel Kant aus seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“, 1795.

Die Zeiten sind kriegerisch geworden. Ist Kants Postulat der Möglichkeit eines ewigen Friedens realistisch, Schnee von gestern oder aktueller denn je? Der Theologe Eberhard Pausch stellt „Zum ewigen Frieden“ vor, die letzte große Schrift des Königsberger Universalgelehrten, und ermisst ihren Wert für die gegenwärtige politische Diskussion um Krieg, Frieden und Migration.

Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) diskutiert wieder ihr Leitbild des „gerechten Friedens“, das sie in der Denkschrift „Aus gerechtem Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ im Jahr 2007 entfaltet hatte und das auch ökumenisch weithin anschlussfähig ist. Diese Diskussion ist wichtig. Denn die Kriege sind zurück in der Welt. Russlands Angriff auf die Ukraine und erst recht der Terrorakt der Hamas gegen Israel fordern auch Deutschland und Europa heraus und berühren unser Selbstverständnis.

Aber wie sollte die Sicherung des Friedens künftig gedacht werden? In einem engeren, nationalstaatlichen Rahmen? Durch die Rückkehr zum Konzept des gerechten Krieges? Dagegen spricht, dass „gerechte Kriege“ keine Zielperspektive für ein christliches Handeln darstellen können und dass national verengte Sichtweisen in der unumkehrbar globalisierten Weltgesellschaft kaum zukunftsfähig sind.

Wolfgang Huber hatte 2007 daran erinnert, dass die Idee des „gerechten Friedens“ wesentlich von Gedanken Immanuel Kants geprägt wurde. Zwar wird Kants Ethik, deren oberstes Moralprinzip

der kategorische Imperativ ist, oft als rein deontologisch (also als bloße Pflicht- und Sollensethik) verstanden. Aber in friedensethischer Hinsicht konkretisiert sie sich als Rechts- und Menschenrechtsethik, hat also einen klar juristischen Charakter.

Schon der Titel *Zum ewigen Frieden* (1795) deutet Kants Vision an: dass die Welt sich dem Frieden annähern könne und solle, und zwar im Sinn einer Aufgabe, deren Lösung man „beständig näherkommt“ (so der letzte Satz des Textes). Kant versteht die Rede vom „ewigen Frieden“ daher weder utopisch noch eschatologisch, sondern als eine irdisch-zeitliche Zielbestimmung – genau meint die Präposition „zu/zum“ im Titel.

Kants Friedensschrift basiert auf seinen drei „Kritiken“ (Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urteilkraft). Diese vom „Primat der Praxis“ (Marcus Willaschek) bestimmten Werke bereiten moralisch-praktische und rechtsethische Konkretionen in weiteren Schriften vor. Kant denkt dabei

Kant denkt grundsätzlich „menschheitlich-universal“ und fordert eine friedenspolitische „Globalisierung“.

grundsätzlich „menschheitlich“-universal und antizipiert im Ausgang von der Kugelgestalt der Erde, auf der Menschen einander ja nicht ausweichen können, sondern einander immer wieder begegnen werden, die Notwendigkeit einer friedenspolitischen „Globalisierung“ der Welt.

Zum ewigen Frieden ist klar gegliedert: Nach dem Vorwort werden zunächst sechs „Präliminarartikel“ (allgemeine, wünschenswerte Vorbedingungen) des ewigen Friedens vorgestellt. Dem folgen drei

„Definitivartikel“ (wesentliche, notwendige Bedingungen), danach zwei „Zusätze“. Ein Anhang schließt den Text ab. Die Gattung, derer Kant sich für diese Schrift bedient, ist die eines Vertragswerkes. In der gewählten Form des Textes spiegelt sich somit zugleich dessen zentrale These: Wer nachhaltigen Frieden will, muss sich des Rechts bedienen – des innerstaatlichen Rechts, des Völkerrechts und des Weltbürgerrechts. Genau dies werden die drei Definitivartikel entfalten.

Die Präliminarartikel besagen: Um Kriege zu vermeiden, sollte es möglichst keine Hintergedanken, keine Grenzverschiebungen, keine „stehenden Heere“, keine Schuldenabhängigkeit, keine Interventionen und keine Menschenrechtsverletzungen geben. Diese Forderungen mögen angesichts der diktatorischen Regime und der Genozide des 20. und 21. Jahrhunderts fast naiv erscheinen – und doch wirken sie als allgemeine Vorbedingungen plausibel.

Denn ein nicht aufrichtig gemeinter Friede, der nur geschlossen würde, um künftige Kriege vorzubereiten, wäre nutzlos und verdiente seinen Namen gar nicht. Auch sollte kein Staat einen anderen Staat annekieren oder auf andere Weise vereinnahmen wollen. Denn Staaten sind keine Sachen, sondern Gemeinschaften freier Personen. Deshalb drohen oder entstehen kriegerische Konflikte überall dort, wo Staatsgrenzen willkürlich verschoben oder aufgehoben werden sollen.

„Stehende Heere“ und die mit ihnen notwendig verbundenen (Auf-)Rüstungsanstrengungen sollen „mit der Zeit“ ganz aufhören. Kant hatte bei diesem Prinzip das Preußen seiner Zeit vor Augen, das selbst in Friedenszeiten etwa vier Fünftel (!) seiner Staatsausgaben für das Militär aufwendete – Graf Mirabeau nannte Preußen daher „eine Armee, die sich einen Staat hielt“. Heute knüpfen sich an diesen Grundsatz Fragen an wie: „Wehrpflicht ja oder nein?“, „Welchen Umfang sollten Verteidigungshaushalte haben?“ oder „Gefährdet Aufrüstung den Frieden?“ Zwischenstaatliche Ausein-

Kein Staat soll sich in Verfassung und Regierung eines anderen Staates einmischen.

inandersetzungen um Schulden, die ein Staat bei anderen hat, können leicht kriegerisch eskalieren – daher sollte eine Schuldabhängigkeit, die einen anderen Staat in den Bankrott treiben kann, vermieden werden. Von hier aus stellt sich die Frage der globalen sozialen Gerechtigkeit. Kein Staat soll sich in Verfassung und Regierung eines anderen Staates einmischen. Mit diesem Grundsatz werden nicht nur Angriffs- und Präventivkriege abgelehnt, aber auch „humanitäre Interventionen“. Wie hätte Kant sich wohl in der heutigen Debatte um die „Schutzverantwortung“ (responsibility to protect) positioniert? Oder sollten doch die Menschenrechte mehr zählen als die Souveränität von Einzelstaaten?

Kein Staat sollte im Krieg mit menschenverachtenden Mitteln agieren. Kant nennt als Anschauungsmaterial aus seiner Zeit: Meuchelmord, Giftanschläge und die Anstiftung zum Verrat. Noch hat er nicht „Kriegsverbrechen“ und „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ vor Augen, also Vergehen, die völkerrechtlich erst im Rah-

men der „Nürnberger Prozesse“ 1945/46 als solche benannt wurden. Seine Begründung hat Gewicht: Auch im Falle kriegerischer Auseinandersetzungen muss ein Rest an Vertrauen in den Gegner bewahrt werden. Aktuell fragt sich etwa im Blick auf Russland, ob diesem Staat (etwa in der Zeit nach Putin) neu Vertrauen geschenkt werden kann oder sogar muss.

Drei substantielle „Definitivartikel“

Damit ist Kant bei völkerrechtlichen Überlegungen angelangt, von denen aus sich zu den drei substantiellen „Definitivartikeln“ überleiten lässt. Vor allem diese Artikel beeinflussen auch gegenwärtiges politisches Handeln. Der Völkerbund und die UNO, ebenso die Denkschriften und Friedenstexte der EKD, stehen damit in Einklang. Die Grundthese der Definitivartikel besagt: Einen „ewigen Frieden“ kann es nur auf der Grundlage des Rechts geben. Kant entfaltet diese These dann gleichsam von „innen“ nach „außen“:

Erstens: Die rechtliche Ordnung innerhalb eines Staates sollte „republikanisch“ (heute würden wir sagen: demokratisch) sein. Falls die im 20. Jahrhundert durch empirische Forschungen plausibilisierte These stimmen sollte, dass demokratisch regierte Staaten tendenziell eher seltener Kriege führen als autoritär gelenkte Staaten, dann muss der aktuelle Vormarsch autoritärer Gedanken, Parteien und Systeme innerhalb der Weltgemeinschaft Anlass zu Sorgen bereiten.



Immanuel Kant vor der Neuen Universität in Königsberg. 1992 durch Harald Haacke gefertigte Kopie der nach dem Zweiten Weltkrieg verschollenen Skulptur von Christian Daniel Rauch von 1856.

Zweitens: Es sollte ein Völkerrecht geben, das den „Föderalismus“ der Staatengemeinschaft regeln kann. Damit bereitete Kant den Gedanken des 1920 gegründeten „Völkerbunds“ und der 1945 ins Leben gerufenen „Vereinten Nationen“ (UN) vor. Die der UN-Charta zugrundeliegenden menschen- und völkerrechtlichen Prinzipien sind gewiss von hohem Wert. Problematisch ist aber die Konstruktion des „Vetorechts“ der fünf ständigen Mitglieder des Weltsicherheitsrats (China, Großbritannien, Frankreich, Sowjetunion/Russland, USA). Sie machen dessen Struktur äußerst fragil. Eine Reform dieser Struktur wird schon lange (bisher vergeblich) gefordert. Leider gibt es in der Gegenwart Tendenzen, die UN eher schwächen als stärken zu wollen – Kant folgend, würde das die Kriegsgefahren deutlich erhöhen.

Drittens: Global betrachtet fordert Kant ein „Weltbürgerrecht“ ein, das er definiert als die „Einschränkung von Hospitalität“, also die Beschränkung des Gastrechts der Bürgerinnen und Bürger aller Nationen. Dieses Weltbürgerrecht lässt sich in zwei Hinsichten für die Gegenwart interpretieren: Zum einen folgt aus ihm, dass es keine unbegrenzte Migration geben darf. Menschen haben ein „Besuchsrecht“, aber kein „Bleiberecht“ in anderen Staaten. Zum anderen – und das war Kants eigentliche Pointe – gilt es, das „inhospitale“ (gastunfreundliche) Verhalten von an Profit orientierten Staaten zu verhindern. Kant denkt dabei an Sklaverei, an Ausbeutung von abhängigen Staaten im Kolonialismus und an all die Gewalttaten und Verbrechen, die bereits im 18. Jahrhundert von den „zivilisierten“ Staaten ausgingen (und sich später fortsetzen und verstärken sollten).

Ökonomischer Erfolg durch Friedensfähigkeit

An die drei Definitivartikel schließt Kant zwei „Zusätze“ an: Friedensförderlich scheint ihm der „Handelsgeist“ der Staaten und Nationen zu sein. Dieser setze den Kriegen gleichsam eine natürliche Grenze. Natürlich wird diese These heute kritisch diskutiert: Hat denn Deutschlands Handelsverbindung zu Russland dessen expansive und kriegerische Politik verhindern können? Andererseits: Wer nachhaltig ökonomisch erfolgreich sein will, muss auch friedensfähig sein, denn Kriege bringen jedem Land der Welt wirtschaftlichen Schaden.

Sodann setzt Kant seine Hoffnung auch auf die Wirkung von weisen „Philosophen“, die zwar nicht (wie Platon meinte) selbst herrschen, die aber bei den Herrschenden und in der Öffentlichkeit von Staaten Gehör finden sollten. Kurz gesagt: Philosophie taugt als Kunst der Politikberatung. Dass Kant den zweiten Zusatz in der Unterüberschrift als „geheimen Artikel“ bezeichnet, muss man im Rahmen einer Publikation natürlich als Ironie verstehen – es ist aber ganz gattungsgemäß, denn in (zwischen Staaten geschlossenen) Verträgen gab und gibt es immer wieder derartige Geheimklauseln.

Die in Form und Inhalt gleichermaßen geniale Schrift mündet in einen Anhang, der den Unterschied zwischen politischen Moralisten (vor denen gewarnt wird) und moralischen Politikern (die empfohlen werden) sowie die „transzendente Formel des öffentlichen Rechts“ behandelt. Diese lautet: „Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, sind unrecht.“ Das „Recht der Menschen“, also das „Menschenrecht“ als solches, wird hier zum Gegenstand der Reflexion. Von ihm heißt es an anderer Stelle sogar, es müsse „heilig“ gehalten werden. Es ist daher die Hauptsache, um die es

gehen muss. Unter diesem Gesichtspunkt wird man wohl auch die Frage der „Schutzverantwortung“ noch einmal beleuchten müssen. Um der Menschenrechte willen den Frieden anzusteuern, ist keine „leere Idee“, sondern eine politische Aufgabe, deren Lösung man nur unter der Bedingung der Konstitution eines „öffentlichen Rechts“ allmählich näherkommen kann.

Jürgen Habermas hebt im Blick auf Kants Friedensschrift die Idee des „Weltbürgerrechts“ als die „eigentlich folgenreiche Innovation“ hervor, die im Rahmen der Definitivartikel das staatliche Recht und das Völkerrecht noch überbiete. Die weltpolitische Lage zu Beginn des dritten Jahrtausends deutet Habermas als Übergangsphase „vom Völkerrecht zum Weltbürgerrecht“. Allerdings sprächen

Der Mensch ist Kant zufolge aus „krummem Holze“ gemacht.

viele Anzeichen „eher für einen Rückfall in Nationalismus“. Putins kriegerischer Einfall in die von ihm als Staatsgebiet beanspruchte Ukraine ist nur ein besonders drastisches Beispiel dafür. In vielen Ländern und auch in Deutschland breiten sich seit Jahren nationalistische, rechtspopulistische und rechtsextremistische Gedanken, Bewegungen und Parteien aus.

Selbst die evangelische Kirche ist nicht frei vom nationalistischen Virus, wie sich vielfach belegen lässt. Reiner Anselm und andere etwa wünschen sich eine „Reserve“ gegenüber kosmopolitischen Entwürfen und proklamieren: „Friedensethik konzipiert daher das Miteinander der Einzelnen – im Politischen: das Miteinander der Nationalstaaten, ohne von einer übergeordneten Gemeinschaft auszugehen.“ (vergleiche zz 5/2023) Was heißt das? Will man auf den Kant'schen Geist des Universalismus und seine rechtsethischen Konkretionen, die sich in der Lehre vom gerechten Frieden mit biblischen Inhalten konsistent verbunden haben, verzichten? Also in einer Situation, in der das Völkerrecht angefochten wird, dessen Geltungsanspruch preisgeben? Und die Perspektive des Weltbürgerrechts aus dem Blick verlieren, wo doch nur durch dessen zukunftsfähige Interpretation und Weiterentwicklung eine Lösung auch für das Problem der weltweit unregulierten Migration gefunden werden kann?

Die Geschichte zeigt, dass auf Kants Friedensschrift etwa durch Fichte, Schleiermacher und Hegel ein neuer Nationalismus aufkam, der im Bellizismus kulminieren konnte. Fichte hielt 1808 seine „Reden an die deutsche Nation“, Schleiermacher nannte 1813 den Krieg gegen Napoleon einen „heiligen Krieg“. Hegel hielt sogar „die Notwendigkeit des Krieges“ für gesetzt. Er bezeichnete militärische Exerzitien als adäquate Bildungsmittel und behauptete, Kriege dienten der „sittlichen Gesundheit von Völkern“. Will, wer heute einen neuen Nationalismus propagiert, in diese Richtung denken? Das wäre ein folgenschwerer Rückfall hinter Kant und die Lehre vom gerechten Frieden.

Es gilt also zunächst, die Zielperspektiven klug zu wählen: Gerechter Krieg oder gerechter Friede? Kriegsbereite Nationalstaaten in einer zersplitterten Weltgesellschaft oder eine internationale Rechtsordnung, die aus globalem Verantwortungsbewusstsein den Frieden anstrebt? Dass der Weg zum Ziel kein geradliniger, sondern ein krummer sein wird, ist gewiss dem krummen Holz geschuldet, aus dem wir Menschen Kant zufolge gemacht sind. Aber wie krumm, mühevoll und schwierig auch immer: Diesen Weg sollten wir gehen. ◀

Das Heldenhafte des Königsbergers

In Berlin stellten der Autor Daniel Kehlmann und der Philosoph Omri Boehm ihr Buch über Kant vor – mitreißend

PHILIPP GESSLER

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht ...: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Mit diesem Kernsatz der Philosophie von Immanuel Kant setzten sich der Philosoph Omri Boehm und der Schriftsteller Daniel Kehlmann in einer Soiree in der Hauptstadt auseinander. Und entfalteten ebenso wie das staunende Publikum in all den schweren Gedanken Kants auch die Poesie seiner Ideen und Worte.

Ursprünglich sollte es eine geschlossene Soiree sein, und möglichst klein. Aber wenn Daniel Kehlmann und Omri Boehm über den Jahrtausenddenker Immanuel Kant (1724–1804) sprechen, ist das natürlich kaum durchzuhalten. So wurde der geschlossene Abend immer offener für viele Interessierte, und das lag nicht etwa an den leckeren Canapés, dem edlen Wein oder dem erwartbar gediegenen Ambiente des Ullstein-Verlagshauses an der Friedrichstraße in Berlin, nahe der Spree. Nein, Kehlmann, der derzeit wohl erfolgreichste Literat deutscher Zunge, dessen Bücher seit *Die Vermessung der Welt* vor bald 20 Jahren zuverlässig die Bestsellerlisten für Belletristik bis ganz nach oben klettern, ist immer ein Ereignis. Eines, das man eben erlebt haben muss. Gerade weil der 49-jährige Deutsch-Österreicher stets so jugenhaft-unpräzise daherkommt. Kehlmann ist ein häufig im Gespräch kurz auflachender Intellektueller, der bis an sein Lebensende als hoffentlich alter Herr wohl wie ein Konfirmand aussehen wird, den man aus Versehen in einen Anzug gesteckt hat.

*Kehlmann und Boehm also, was für ein Paar!
Ein intellektuelles Dreamteam.*

Dazu gesellte sich an diesem Winterabend der deutsch-israelische Philosophieprofessor Boehm. Der lässig-elegante Mann ist wenige Jahre jünger als Kehlmann, wurde in Haifa geboren und lehrt in New York. Zuletzt erschien von Boehm das Buch *Radikaler Universalismus*, das sich mit originellen und klugen Überlegungen der weltweiten Debatte um Identitätspolitik widmete. Während seines Wehrdienstes in Israel diente Boehm übrigens beim Geheimdienst Shin Bet, was an Coolness kaum zu überbieten ist, wenn man denn eine grundsätzliche Sympathie für die einzige (und von innen wie außen so bedrohte) Demokratie im Nahen



Osten hat. Kehlmann und Boehm also, was für ein Paar! Ein intellektuelles Dreamteam, kann man sagen. Aber sind die beiden auch ausreichend kompetent und eloquent genug, um sich ausgerechnet über Kant öffentlich auszutauschen? Über einen Denker also, dessen Gedanken und Sprache nicht gerade leicht zu konsumieren sind, und das in möglichst nachvollziehbarer, vielleicht sogar unterhaltsamer Weise?

Nun, diese keineswegs abwegigen Befürchtungen eines drögen akademischen Abends verflogen im Verlagshaus sehr schnell. Denn Kehlmann und Boehm haben schon eine intensive Erfahrung im fesselnden Austausch über Kant: Im Propyläen-Verlag, der zu Ullstein gehört, haben die beiden Autoren gerade ihren Gesprächsband *Der bestirnte Himmel über mir* vorgelegt – und das war natürlich der Anlass dieses Abends. In diesem „Gespräch über Kant“, so der Untertitel des Buches, entfalten Boehm und Kehlmann das Leben, das Denken und die Wirkung des Königsberger Philosophen, und dies, also der Dialog über ein philosophisches Thema, ist ja seit Platon eine durchaus angemessene Form. Zugleich glückt dieser Dialog von Kehlmann und Boehm auf so eine leichte, gleichwohl tiefgründige Art, dass man fast versucht wäre, Kants *Kritik der reinen Vernunft* (1781) mal wieder in die Hand zu nehmen, also sein ebenso schwieriges wie zugleich Epoche machendes Hauptwerk in Sachen Erkenntnistheorie.

Gedankliche Übersetzungsleistung

Und das, obwohl schon so viele Generationen an Leserinnen und Lesern ob Kants altertümlich-komplizierten Stils nur mühsam einen Zugang in seine Gedanken- und Sprachwelt gefunden haben. In *Der bestirnte Himmel über mir* gelingt Kehlmann und Boehm eine enorme sprachliche und gedankliche Übersetzungsleistung: Sie holen Kants Sprache und Ideen ins Heute, was alles andere als leicht und selbstverständlich ist. Klar, Boehm ist als Akademiker, der jungen Leuten Philosophie lehrt, qua Amt sicherlich zu dieser Übersetzungsarbeit ins Heute verpflichtet. Und Kehlmann? Der war, wie er am Anfang des Abends erklärte, dabei, über das Erhabene bei Kant zu promovieren, als der große literarische Erfolg ihn einholte – weshalb er seine Dissertation über Kant nicht abschloss. Und die Frage ist: Soll man das bedauern?

Es war Kehlmann, der denn auch zu Beginn des Gesprächs mit Boehm genau mit seinem Studium und der nicht abgeschlossenen Dissertation zu Kant begann. Ihm sei, so der Bestsellerautor, schon während des Philosophiestudiums zweierlei aufgefallen:



Wie sehr Kant sein, also Kehlmanns Denken verändert habe – aber auch, wie seltsam es sei, dass viele Fragen noch heute philosophisch als offen gälten, obwohl Kant sie doch eigentlich bereits vor Jahrhunderten geklärt habe. Zugleich nutzte Kehlmann schon in seinen ersten Sätzen wie im gemeinsamen Buch mit Boehm einen Zugang zum großen Aufklärer, der sowohl viel von ihm erklärt wie menschliches Interesse weckt: Kehlmann erzählte von Kants Leben. Tatsächlich ist das sinnvoll, denn hier ist schon die erste Pointe versteckt: So ist der Königsberger im Allgemeinwissen verankert und war lange verschrien als pedantischer, leicht zwanghafter Mensch, der einem freudlos-preußisch-strikten

*Kehlmann erzählte von Kants Leben.
Und hier ist schon die erste Pointe versteckt.*

Lebenswandel gefolgt sei, fast nach der Stechuhr. Berühmt sind Kants Spaziergänge, die so regelmäßig zwischen 16 und 17 Uhr auf dem fast immer gleichen Weg durch Königsberg stattfanden, dass man angeblich die Uhr danach stellen konnte. Motto: Ich sehe Kant an dieser Stelle, es muss genau 16.30 Uhr sein.

Kehlmann aber wendete im Gespräch mit Boehm diese Polemik gegen Kant ins Nachvollziehbar-Verständliche, ja gar ins „Heldenhafte“, wie er sagt: Kant habe eben gewusst, dass er angesichts der im Vergleich zu heute katastrophalen Medizin des späten 18. Jahrhunderts penibel auf seine Gesundheit habe aufpassen müssen, um nicht durch einen unsteten Lebenswan-

Im Gespräch über Kant:
Der Philosophieprofessor Omri Boehm (links)
und der Bestsellerautor Daniel Kehlmann.

Die neugebildete Pfarrstelle für die Region Braunschweig Wolfsburg mit den beiden evangelisch-reformierten Gemeinden Braunschweig und Wolfsburg-Gifhorn-Peine mit einem Stellenumfang von 100% ist zum 1. Februar 2024 zur Besetzung freigegeben für

eine Pfarrerin/einen Pfarrer (w/m/d)



Auf § 3 Absatz 3 Pfarrwahlgesetz wird hingewiesen. Im Falle einer veränderten parochialen Zuordnung hat der Stelleninhaber oder die Stelleninhaberin andere, gegebenenfalls auch zusätzliche Aufgaben zu übernehmen.

Bewerberinnen und Bewerber können unmittelbar mit dem Pfarrstellenbesetzungsausschuss der beiden Kirchengemeinden, z.Hd. Pastor Holger Lübs, Wendentorwall 20, 38100 Braunschweig, holger.luebs@reformiert.de, in Verbindung treten. Zur Prüfung der Anstellungsfähigkeit sind Bewerbungsunterlagen bei der Kirchenpräsidentin, Evangelisch-reformierte Kirche, Saarstraße 6, 26789 Leer – kirchenpraesidentin@reformiert.de, einzureichen.

Auf die Stellenprofile unter braunschweig.reformiert.de und wolfsburg-reformiert.de wird hingewiesen.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung! Bitte reichen Sie Ihre Bewerbung bis zum 30. April 2024 ein.

Für Fragen und Auskünfte steht Ihnen die stellvertretende Presbyteriumsvorsitzende Dr. Ilse Paula Dolinschek (i.dolinschek@t-online.de) und der Kirchenratsvorsitzende Christoph Chamier (christoph.chamier@gmx.de) gern zur Verfügung.

Richten Sie bitte ihre Bewerbungsunterlagen per Mail oder Post an Pastor Holger Lübs, Wendentorwall 20, 38100 Braunschweig, holger.luebs@reformiert.de

Gleichzeitig sind zur Prüfung der Anstellungsfähigkeit die Bewerbungsunterlagen bei der Kirchenpräsidentin (Evangelisch-reformierte Kirche, Saarstraße 6, 26789 Leer – kirchenpraesidentin@reformiert.de) einzureichen.

del vielleicht recht früh aus dem Leben scheiden zu müssen. Warum? Weil der große Philosoph, so Kehlmann, unbedingt seine Hauptwerke, eben unter anderem die *Kritik der reinen Vernunft*, habe fertigstellen wollen. Und Kant habe gewusst: Seine eigene Lebenszeit war nach langen Jahren des Vor- und Durchdenkens knapp. Ja, im Grunde könne das für Generationen voraussichtlich niemand anderes, wenn er es nicht schaffe, so tickte Kant. Insofern war Kants auf den ersten Blick pedantisch-spießiger, ja fast öder Alltag ein Dienst, nämlich einer an der Menschheit und ihrem Fortschritt, wenn man will.

Zunehmende Bewunderung

Ist das nicht etwas zu pathetisch? Vielleicht. Aber es ging Kant eben immer um alles, um all unser Denken, um die ganze Welt, ja das All, das ganze Universum – und die Rolle des Menschen in ihm. Berühmt ist diese Stelle in Kants *Kritik der praktischen Vernunft*. Sie hat dem Boehm-Kehlmann-Buch auch seinen Namen gegeben, gerade weil sie so zentral in Kants Denken ist: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht ...: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. ... Ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz.“ Boehm sagt dazu in dem Dialogbuch mit Kehlmann und erläuterte dies auch am Abend im Ullstein-Verlagshaus: „Auf der einen Seite sind wir Teil des natürlichen Netzwerks und als solcher völlig überwältigt von der unendlichen Mächtigkeit des Universums ... Im Verhältnis zu dieser Mächtigkeit sind wir völlig unbedeutend, im Verhältnis zu dieser Unendlichkeit sind wir tatsächlich unendlich klein. Und unendlich machtlos.“

Aber, und das ist der Clou des Ganzen: Kant dreht in seinem Denken die Kleinheit des Menschen in etwas Großes, wie Boehm erklärt: „Gerade wenn man der eigenen Bedeutungslosigkeit und Einsamkeit in dem schweigenden unendlichen Universum inne-wird, entdeckt man auch ein Vermögen in sich, das tatsächlich größer ist als das Ganze der Natur – und das ist die Macht und die Bedeutung der Freiheit und der moralischen Integrität, die nicht ‚bloß‘ unendlich, sondern absolut ist.“ Und Boehm fährt fort: „In der gewaltigen See können wir also ertrinken, der bestirnte

Es gibt keine Macht – wenn Kant recht hat –, die unsere moralische Integrität zerstören könnte.

Himmel konfrontiert uns mit unserer eigenen Heimatlosigkeit und Bedeutungslosigkeit, aber niemand zerstört uns unsere moralische Integrität, und der Punkt ist, dass es keine Macht gibt – wenn Kant recht hat –, die unsere moralische Integrität zerstören könnte.“

In der unendlichen Kleinheit des Menschen entdeckt Kant also zugleich dessen eigentliche Größe. Und es dürfte kein Zufall sein, dass diese recht oft zitierte Stelle ob der Kühnheit des Gedankens, recht gelesen, zugleich eine gewisse poetische Kraft hat. Diese Kraft ist auch über Jahrhunderte hinweg so groß, dass Boehm, wie er an diesem Winterabend erzählte, bei der Trauung eines Paares aus seinem Philosophiekurs in den USA gebeten wurde, genau diese Sätze über den „bestirnten Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“ vorzutragen – was für eine Geschichte! Es gab beim Kehlmann-Boehm-Gespräch in Berlin viele dieser wunderbaren

Momente des Staunens. Und natürlich ging es im Laufe des Dialogs auch um Kant und Gott. Dabei räumte Boehm mit dem schnellen oder gängigen Vor-Urteil auf, der alte Philosoph habe Gott beziehungsweise die Idee eines Gottes philosophisch endgültig getötet, oder vorsichtiger formuliert: gedanklich unmöglich gemacht. Nein, Kant hat, so Boehm, per strenger Logik lediglich die Vorstellung erledigt, man könne Gott irgendwie philosophisch „beweisen“. Der Königsberger räumte alle Gottesbeweise gedanklich ab. Und weiter: Kant widerlegt das Konzept „Gott“ zwar nicht, betont aber, dass wir „Gott“ nicht als Stütze unserer Moral brauchen. Die Moral finden wir vielmehr in uns selbst, und das macht, siehe oben, eben die Größe des Menschen aus. Eine Größe allerdings, die zugleich eine Verpflichtung oder vielmehr eine Selbstbindung ist – erinnert sei hier etwa an Kants berühmten „Kategorischen Imperativ“.

Poetische Magie

So verflog der Abend mit viel Anregung und einem mannigfachen Lernen der angenehmsten Art rasch. Und es gehörte zur völlig unerwarteten poetischen Magie dieser Stunden an der Friedrichstraße, dass zum Ende hin ein Zuhörer aus dem Kopf ein überaus passendes Gedicht des österreichischen Schriftstellers Karl Kraus (1874–1936) über Kant fast komplett zitierte – das Kehlmann übrigens mit Zeilen auch aus seiner Erinnerung noch ergänzte. Es heißt „Zum ewigen Frieden“ und nimmt den Titel eines wichtigen späten Werkes von Kant (1795) auf. Das Gedicht von Karl Kraus kann sowohl als ein leicht ironisch gewürztes Loblied auf Kant gelesen werden. Aber auch als eines, das gerade im Namen von Kant jeden Krieg und jegliches deutsches Großmacht-denken verurteilt. Darin heißt es:

*„Nie las ein Blick, von Tränen übermannt,
ein Wort wie dieses von Immanuel Kant.*

...

*Web, wenn im deutschen Wahn die Welt verschlief
das letzte deutsche Wunder, das sie rief!*

*Bis an die Sterne reichte einst ein Zwerg,
Sein irdisch Reich war nur ein Königsberg.
Doch über jedes Königs Burg und Wahn
schritt eines Weltalls treuer Untertan.*

...

*Und seines Herzens heiliger Morgenröte
Blutschande weicht: daß Mensch den Menschen töte.
Im Weltbrand bleibt das Wort ihr eingebrannt:
Zum ewigen Frieden von Immanuel Kant!“*

INFORMATION

Omri Boehm/Daniel Kehlmann: Der bestirnte Himmel über mir: Ein Gespräch über Kant.
Propyläen Verlag, Berlin 2024, 352 Seiten, Euro 26,-.

Eine Rezension können Sie auf Seite 62 lesen.

„Davor bewahre uns Kant!“

Die Theologin Petra Bahr, Mitglied des deutschen Ethikrates, sagt, wie sie zu Immanuel Kant kam, weshalb er sie bis heute fasziniert und warum wir ihn gerade jetzt besonders brauchen

zeitzeichen: *Frau Bahr, Sie haben sich wissenschaftlich mit Kant beschäftigt und vor 20 Jahren über den Darstellungsbegriff bei Kant promoviert. Wie kam es dazu?*

PETRA BAHR: Ich hätte niemals Theologie studiert, wenn ich in jungen Jahren nicht so eine große Freude an der Philosophie entwickelt hätte, dank eines wunderbaren Lehrers. „Wer bin ich? Was ist der Mensch? Was meint die Rede von ‚Gott‘?“ So fragen ja Teenager. Im Philosophiestudium habe ich mich aber zuerst mit denen beschäftigt, die im 20. Jahrhundert auf den Schultern dieses Riesen stehen: Ernst Cassirer, Hans Blumenberg und Hannah Arendt. Erst dann habe ich mich an die großen Texte von Kant gewagt und bin – auf den ersten Blick sowohl für die Ethik als auch für die systematische Theologie – an der „Kritik der Urteilskraft“ hängengeblieben. Darüber habe ich promoviert. Mich fasziniert bis heute, wie Kant nicht nur die Grundlage für eine moderne ästhetische Theorie legt, sondern im Ansatz auch schon eine Religionstheorie formuliert, indem er die physikotheologischen Intuitionen und Beweisversuche seiner Zeit kritisiert.

Physikotheologische Intuitionen – was meinen Sie konkret damit?

PETRA BAHR: Im 18. Jahrhundert ist es der Versuch, aus den Gesetzen der Natur und ihrer wissenschaftlichen Beobachtung tiefere Einsichten, ja sogar Beweise für Gott zu gewinnen. Diese Versuchung gibt es auch noch heute. Kant befreit diese Erfahrung aus ihrer naturwissenschaftlichen Beweislogik und rettet sie für die ästhetisch-religiöse Erfahrung des Erhabenen. Schon in den Psalmen wird diese Erfahrung besungen, als Form der Doxologie, also in der Sprache des Gebetes. Angesichts eines Bergmassivs in der Abenddämmerung oder mit Blick auf

die Weite des Meeres stellt sich diese Erfahrung ja auch in der Gegenwart ein, dieser Moment der Überwältigung, das Gefühl des Aufgehobenseins in einem großen Zusammenhang.

Aber repräsentiert Kants Denken da nicht eine Mischform? Ein berühmtes Zitat aus seiner zweiten Kritik, der Kritik der Praktischen Vernunft, lautet ja: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Changiert er nicht selbst zwischen den verschiedenen Erfahrungsarten?

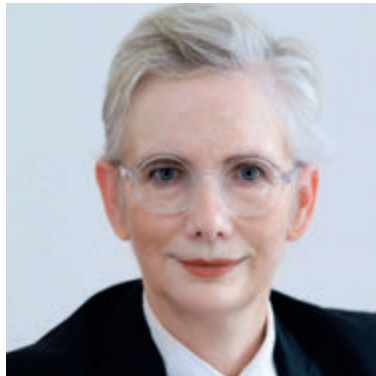


Foto: Jens Schulze

Die studierte Theologin und Philosophin Petra Bahr (*1966) ist seit 2016 Regionalbischöfin für den Sprengel Hannover und war zuvor von 2006 bis 2014 erste Kulturbeauftragte der EKD. Seit 2020 ist sie Mitglied im Deutschen Ethikrat. Petra Bahr ist darüber hinaus publizistisch tätig, insbesondere für DIE ZEIT/Christ&Welt. Außerdem ist Bahr im Podcast „Bleib Mensch!“ mit dem Journalisten Arne-Torben Voigts auf NDR 1 zu hören.

PETRA BAHR: Nein, Kant unterscheidet, was er dann aufeinander bezieht, ohne es voneinander abzuleiten. Auch den bestirnten Himmel sieht ein Astrophysiker ja anders als ich, wenn ich versonnen auf einer Parkbank zu den Sternen schaue. Nicht in der Vermischung, sondern in der Ergänzung und Begrenzung der Perspektiven liegt

Kant nimmt Schleiermachers „Geschmack fürs Unendliche“ schon etwas vorweg.

seine Pointe. Zwischen sinnlich-naturwissenschaftlicher, ästhetischer und moralischer Betrachtung gibt es seit jeher in der Kantforschung Debatten. Für mich war damals die Entdeckung an der Kritik der Urteilskraft, dass sie im Grunde schon vorwegnimmt, was dann um 1800 auf dem Feld der Religionsphilosophie und der Theologie von Friedrich Schleiermacher in der Definition der Religion als „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ postuliert wird. Dieses komplizierte Ineinander von ästhetischer und religiöser Erfahrung in der Kritik der Urteilskraft ist mindestens so sehr wie der Ansatz einer Theorie der Kunst auch eine Theorie der Religion.

Worum geht es denn primär in der Kritik der Urteilskraft, die 1790 als letztes der drei Hauptwerke Kants erschien?

PETRA BAHR: Es geht Kant um die für ihn unabwiesbare Frage, wie man sich selbst zu dem, was in dieser Welt in Erscheinung tritt, noch einmal ins Verhältnis setzt. Es geht ihm um dieses reflexive Moment, dass wir also bei diesem Prozess des Denkens und Erkennens noch mehr über uns selbst erfahren. In seinem nachgelassenen Werk findet sich eine Formulierung, die auch für das Religiöse gelten könnte: „schön“ sei es, dass der Mensch „in die Welt passe“. Das ist fast schon ein

Trost, dieser Moment des Aufgehoben-seins. Wobei Kant sehr wohl weiß, dass es auch das Hässliche gibt, und dass wir permanent das Gefühl haben, gerade nicht in diese Welt zu passen. Das thematisiert er auch in seiner sehr realistischen Anthropologie, zum Beispiel mit seiner Denkfigur des radikal Bösen, die dem Aufklärungsfuror seiner

salopp gesagt, die Aufklärung noch mal „eins weiter“ zu drehen. Er hinterlässt uns einen Instrumentenkasten solcher Denkart, und es ist Kants wichtiges Erbe, dass er seine kritischen Fragen vor dem Hintergrund einer menschlichen Vernunft stellt, die sich bewusst ist, dass sie immer wieder mit ihren Grenzen zu kämpfen hat.

Ist Kant insofern nicht nur der Strukturgeber einer wahren Aufklärung, sondern gleichzeitig der erste Erfinder der Dialektik der Aufklärung?

PETRA BAHR: So könnte man es sagen. Jedenfalls bearbeitet er mit seinem Denken letztlich auch eine Kränkung, denn diese Grenzen der menschlichen Vernunft werden nie gänzlich überwunden werden können, wir stoßen immer wieder an sie. Deswegen ist Kritik bei ihm nicht nur im Wortsinne der Geist der Unterscheidung, sondern immer auch die Kritik gegen jegliche Form von Selbstüberschätzung. Damit verbindet er den Furor der Aufklärung, den er auf jeden Fall verkörpert, mit einer geradezu demütigen Haltung.

Mit der Frage, was Menschen können, landen wir bei der berühmten Definition Kants von 1784, was Aufklärung sei (vergleiche Seite 30): „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliefung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! [zu deutsch: Wage es, weise zu werden! RM] Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!, ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“ Da ist ja eine ganze Menge gesagt und gefordert, das klingt stressig für den Einzelnen ...

PETRA BAHR: Na klar, Kant ist immer fordernd. Nur wer sagt eigentlich, dass die Achtung der Würde aller nicht fordernd sei? Eines seiner Lieblingsworte in der praktischen Philosophie ist die Pflicht. Er ist der größte Feind der Bequemlichkeit und der Feigheit.

Dazu ein aktuelles Beispiel: Angesichts des politisch motivierten Mordes am russischen Oppositionellen Alexander Nawalny fragten sich viele: „Wie konnte er nun so unklug sein, freiwillig nach Russland zurückzukehren, obwohl er wissen konnte, was ihn erwartet?“ Dass es aber ein selbstaufgelegtes Pflichtethos geben kann, ist nur schwer nachvollziehbar. So wird dieser Widerstand bis zum Tod als irrational bewertet. Es gibt aber offenkundig auch eine Art Souveränität, um Unmündigkeitsverhältnisse abzuliegen, die so weit zu gehen bereit ist. Das ist ein Wahrhaftigkeitsanspruch, der Feigheit und die Bequemlichkeit im Namen der Aufklärung als steter Herausforderung kritisch befragt. Auch die autoritäre Versuchung, die darauf setzt, dass andere die Verantwortung für das eigene und das gemeinsame Leben übernehmen, muss sich mit Kant kritisieren lassen. In diesem Sinne kann Kants „Unmündigkeit“ bis in die Moderne gelten, wo manchmal der Eindruck entstehen kann, wir müssten nur noch an der dunklen Seite der Aufklärung arbeiten, den Folgen der Technik, der Industrialisierung oder gar der Individualisierung. Aufklärung über sich selbst, über Mächte und Gewalten, die einem das Denken und Handeln abnehmen – dieser Imperativ hat sich auch mit kritischem Blick auf den großen Philosophen nicht erledigt.

„Radikaler Universalismus“ heißt ein Buch des israelisch-deutschen Philosophen Omri Boehm, das vor einigen Monaten erschien und dessen Thesen die deutsche Diskussion zum Kant-Jubiläum prägen (siehe unten und auf den Seiten 40 und 62). Boehm bezieht sich darin unter anderem auf Kant und vertritt die These, dass die Theorie des Universalismus nicht mehr unumstritten ist. Und zwar jene Art von radikalem Universalismus, wie er zum Beispiel in der Unabhängigkeitserklärung der USA von 1776 zum Ausdruck kommt, wo der berühmte Satz steht: „Folgende Wahrheiten erachten wir als selbstverständlich: dass alle Menschen gleich geschaffen sind; dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind; dass dazu Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören.“ Ähnliches spiegelt sich ja auch in

Kant setzt noch einen drauf, nämlich die Frage: „Wo bin ich in diesem Ganzen?“

Zeit einen Kontrapunkt entgegensetzt. Es reicht laut Kant eben nicht, nur zu fragen „Was will ich jetzt wissen und was kann oder muss ich tun?“ Es geht für Kant nicht nur um die Differenzierung der Zugänge zur Welt, sei sie naturwissenschaftlich, sei sie moralisch oder sei sie religiös – sondern darüber hinaus um die Frage: „Wo bin ich in diesem Ganzen?“

Gibt es Kant deswegen schlicht darum, dass man immer betroffen ist, im Sinne der antiken Weisheit „Tua res agitur“, zu Deutsch: „Um deine Sache geht es“? Das ganze Zitat von Horaz lautet: „Denn um deine Sache geht es, wenn die Wand des Nachbarn brennt ...“

PETRA BAHR: Nein, es geht bei Kant schon über diesen Sinn der Nutzenanwendung hinaus, denn seine dritte Frage lautet: „Was kann ich hoffen?“, nachdem er vorher gefragt hatte „Was kann ich wissen?“ und „Was soll ich tun?“ Alle drei Fragen kulminieren letztlich in der alles tangierenden Frage: „Was ist der Mensch?“. Aber die Leitunterscheidungen, die Kant trifft, sind deswegen so wichtig, weil sich die Logiken und die Perspektiven auf die Welt ergänzen, anstatt eine Art von überlegener Zentralperspektive auf die Welt zu haben, die lediglich mit dem Schönheitsfehler behaftet ist, dass man dafür eben im Moment noch nicht genug Erkenntnisse gesammelt habe. Diese Position kann es laut Kant nicht geben, weil eben jeder Mensch seine eigene Positionalität immer schon mitbringt und mitdenkt. Insofern schafft es Kant durch die Einführung seiner kritischen Unterscheidungen

Artikel 1 des Grundgesetzes: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Dieser Anspruch allgemeiner Gleichheit gilt in Zeiten der Identitätspolitik nicht mehr ungebrochen, bedauert Boehm. Aber ist dieser Anspruch nicht per se auch eine Überforderung des Menschen?

PETRA BAHR: Es bleibt eine Forderung, natürlich, und Anspruch, sowieso. Was denn auch sonst? Menschen werden einander ja oft genug zur Zumutung. Die Würde des Gegenübers ist nicht an seinem Auftreten ablesbar. Ich jedenfalls kann mir ohne diese metaphysische Begründung den Erhalt und die Verteidigung der Würde aller nicht vorstellen. Zu schnell drängen sich andere Kalküle auf, von Nützlichkeitsabwägungen über Vorstellungen von Vernunft- und Leistungsniveaus

bis zu letztlich identitätspolitischen Gruppenlogiken, die ihre Kraft aus der Abwertung anderer nehmen. Kants Ethik der Menschenwürde und ihrer Unverfügbarkeit kann man aus nichts anderem herleiten. Bei Omri Boehm geht es ja sogar so weit, dass er sagt: Auch einer Versuchung, die uns Gott selbst ins Herz setzt, muss man widerstehen. Selbst ein Gott kann mich nicht zwingen, der Vernunft nicht zu folgen, indem ich einen anderen auf sein scheinbares Geheiß hin töte.

Sie spielen darauf an, dass Boehm in seinem Buch die Opferung beziehungsweise Bindung Isaaks aus Genesis 22 behandelt und in diesem Zusammenhang zu dem Schluss kommt, dass das „Beharren darauf, dass die Gerechtigkeit jede Autorität übersteigt“, eine „ganz eigene

Neuerung“ Abrahams sei. Sie besteht für Boehm darin, dass „selbst diese einzig wahre Gottheit dem Moralgesetz zu unterwerfen“ sei. Und dies sei „eine geistige Innovation ganz anderer Größenordnung (...) als der Glaube an einen einzigen Gott, der in den zehn Geboten verkündet wird“ (Omri Boehm, Radikaler Universalismus, Seite 135). Boehm hat ansonsten in seinem Buch das Anliegen, die aggressive Identitätsdiskussion unserer Tage aufzubrechen.

PETRA BAHR: Ja, Boehm zieht Kant hier auf produktive Weise in die Debatten der Gegenwart. Denn nichts brauchen wir im Moment mehr als Einspruch gegen eine Vorstellung gestaffelter Würde, wie es wieder geschieht, wenn Gruppen, Kollektive, Nationen sich über andere erheben und ihre Vernichtung, ihre Entmenschlichung fordern. Leider ist Kant auch an mancher Stelle seines Werkes selbst zu einem Gruppenideologen geworden, weil er fand, dass nur der weiße Mann ein wahrhaft Aufgeklärter sein könne, der auch alle Rechte verdient, weil er sich seines Verstandes entsprechend bedienen könne. Andere, weit gereiste Zeitgenossen, haben diese Haltung schon damals kritisiert. Gleichzeitig hat der Königsberger in seinem wichtigen Traktat „Zum ewigen Frieden“ einer Vorstellung von der einen Menschheit das Wort geredet, die aktueller ist denn je (siehe Seite 37). Denn ohne die Idee, dass es so etwas wie eine globale Friedensordnung geben könnte, weil die Menschheit zur Schaffung einer solchen Ordnung aus vernünftigen Gründen in der Lage sei, besteht gegenwärtig Gefahr eines Fatalismus. Nationalismus, völkisches Denken, die Verfolgung von Minderheiten scheinen sich immer mehr durchzusetzen. Davor bewahre uns Kant! ▽

„*Critik der Urtheilskraft*“ – das dritte und letzte Hauptwerk Kants erschien 1790. Hier die Ausgabe von 1794.



Das Gespräch führte Reinhard Mawick am 18. Februar in Hannover.

LITERATUR

Omri Boehm: *Radikaler Universalismus. Jenseits von Identität.* Ullstein Verlag, Berlin 2023, 177 Seiten, Euro 22,- (Taschenbuch: Euro 13,-).

Weltliteratur aus dem Emmental

Der christliche Erzähler
Jeremias Gotthelf
ist in einer neuen Edition
wiederzuentdecken

THOMAS GROSS

Der Schweizer Autor und Pfarrer Jeremias Gotthelf (1797–1854) hatte einen rebellischen Charakter. Liberal war er gesinnt und ein Kritiker des dominierenden Patriziats. Seine Bücher verstand er auch als eine Form von Seelsorge. Aber sie waren viel mehr. Eine Würdigung des lange außerhalb der Schweiz unterschätzten Literaten durch den Kulturjournalisten Thomas Groß.

Muss man Schweizer sein, um diesen Autor recht zu schätzen? Nein, man muss es im Falle von Jeremias Gotthelf so wenig sein wie im Falle von Gottfried Keller oder Max Frisch. Bei Gotthelf liegt die Frage aber immerhin näher, denn besonders bei ihm ist Dialektales zu spüren, die ganze Eigenart einer Landschaft, des Emmentals im Kanton Bern, und ihrer Bewohner. Doch Gotthelf, geboren 1797 und gestorben im Jahr 1854, ist es auch, der mit der Erzählung „Die schwarze Spinne“ eine Geschichte schrieb, die – neben Kellers etwas später entstandenen Novellen „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ und „Kleider machen Leute“ – ganz besonders bekannt wurde im gesamten deutschsprachigen Raum und weit darüber hinaus.

Gotthelf steht trotz seiner Eigenart, wie ebenfalls Keller mit seiner Shakes-

*Bei ihm ist Dialektales zu spüren,
die ganze Eigenart einer Landschaft:
Jeremias Gotthelf.*



peare-Adaption, deutlich im Zusammenhang einer gesamteuropäischen Literaturtradition. „Die schwarze Spinne“ nimmt den Topos des Teufelspaktes auf und schreibt, obwohl der Autor als erster großer Realist der Schweizer Literatur gilt, die Tradition der Schauerromantik fort. Wie immer im Realismus spielt jedoch die Psychologie der Figuren eine große Rolle. Deutlicher noch als in der Erzählung wird dies in Gotthelfs Romanen, unter denen *Uli der Knecht* und *Uli der Pächter* die bekanntesten geblieben sind. Der Zürcher Diogenes-Verlag hat diese nun zum Auftakt einer kommentierten Neuausgabe der Werke Gotthelfs wie auch einiger Erzählungen, darunter „Die schwarze Spinne“, in drei schön gestalteten Bänden herausgeben – als Einladung, den Autor erneut oder auch erstmals zu lesen.

Macht des Geldes

In den „Uli“-Romanen geht es am Beispiel von Bauernfamilien und ihren Angestellten um menschliche Stärken wie Schwächen. Die Verführbarkeit zum guten wie zum lasterhaften Leben wird gezeigt anhand von einigen Bediensteten. Und die Bauern werden nur selten als wohlwollende Arbeitgeber geschildert, regelmäßig aber als Repräsentanten von Geiz, Neid und Misstrauen. Positive wie negative Charaktereigenschaften findet man bei allen, und der Autor führt vor, aus welchen Gründen die einen oder eben anderen hervortreten. In allen Schichten spielt hier die Macht des Geldes eine bedeutende Rolle. Überhaupt ließe sich ein

Der Kapitalismus wird durch eine protestantische Wirtschaftsethik gezähmt und befördert.

ländlicher Kapitalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wohl gut an diesem zweibändigen Bildungs- und Sozialroman studieren – und das zeigte dann auch, wie jener Kapitalismus durch eine protestantische Wirtschaftsethik sowohl gezähmt wie auch gelenkt und befördert wird.

Jeremias Gotthelf war Theologe und Pfarrer und hatte einen rebellischen Charakter; liberal war er gesinnt und ein Kritiker des dominierenden Patriziats. Seine Schriftstellerei, die auch der eige-

nen Seelenhygiene diene, verstand er als eine Form von Seelsorge; das unterstreicht sein Autorenname Gotthelf, denn der war ein Pseudonym. Der Schriftsteller hieß eigentlich Albert Bitzios. Regelmäßig fügten sich bei ihm in den Erzählfluss pastorale Ermahnungen.

Jeremias Gotthelf war ein feiner Beobachter und scharfer Analytiker der menschlichen Psyche und des gesellschaftlichen Lebens. Im dörflich-ländlichen Raum äußerte sich die soziale Misere zwar anders als zur selben Zeit in den großen Städten Europas, doch kaum weniger bedrückend; Knechte und Mägde lebten nicht besser als das städtische Industrieproletariat. Immer wieder findet man bei Gotthelf zeit- und sozialkritische Fingerzeige. Wie nebenbei steht in der „Schwarzen Spinne“, als es um einen Bauern geht, der „ein armes Bübchen“ bei sich aufgenommen hat, der Zusatz: „(...) wie es ja auch jetzt viel geschieht, dass man Kinder um Gottes willen nimmt und sie dem Teufel in die Hände spielt“ – eine Anspielung auf die so genannten Verdingkinder, die in der Schweiz bis in die 1960er-Jahre von den Behörden ihren angeblich asozialen Eltern weggenommen und in Bauernfamilien untergebracht wurden, wo sie für ihren Unterhalt hart arbeiten mussten, oft missgünstig behandelt und zuweilen sexuell missbraucht wurden.

Weisheit und Verstand

Am Beispiel Ulis zeigt Gotthelf auch, dass die Besinnung auf eigene positive Anlagen und Tüchtigkeit im Zusammenspiel mit einem günstigen Umfeld genügen kann, um ein gutes, selbstbestimmtes Leben zu führen. Uli „blieb sparsam, ward (...) emsiger und wuchs zugleich an Weisheit und Verstand und an Gnade bei Gott und den Menschen“, schreibt Gotthelf. Und weiter: „Er fühlte, dass er nicht mehr nur so ein arm Knechtlein sei, der nirgends sein sollte, sondern dass er in der Welt sich auf einen Platz gestellt, wo man ihn gerne sah, wo er etwas zu bedeuten hatte.“ Hätte Uli aber nicht das Glück gehabt, einen gütigen und weitsichtigen Bauern zum Arbeitgeber zu haben, wäre er kaum zu solch einer Haltung gekommen.

Als Pächter droht er dann anfangs selbst so engstirnig wie viele andere zu werden, seine Nächsten und die Schwächeren der Gesellschaft zu vernachlässi-

In einer Erzählung reflektiert Matthias Lohenner, Pfarrer, systemischer Coach und Mediator, den Prozess demenzieller Veränderungen seiner Eltern.



Wo kommst du denn her?

Teilnehmende Beobachtung einer Demenz

von Matthias Lohenner

128 Seiten, Softcover
Euro 16,-
ISBN 978-3-88981-479-1

Im Buchhandel erhältlich oder bestellbar bei

Wichern-Verlag GmbH
Sabine Hoffmann
Georgenkirchstraße 69/70
10249 Berlin

Telefon: (030) 288 748 17,
Fax: (030) 288 748 20
E-Mail: vertrieb@wichern.de

wichern

gen und sich allein um seinen Hof und das eigene Auskommen zu kümmern. Doch glücklicherweise steht ihm mit Vreneli eine Ehefrau an der Seite, die seine Defizite durch Güte und reine Menschenliebe auszugleichen versteht. Als ein heftiger Hagelniederschlag die Ernte nahezu vernichtet, ist Uli schier verzweifelt, doch als bald wendet sich wieder alles zum Guten. Und seine fortschrittliche Wirtschaftsweise wird erneut mit reichen Ernten belohnt.

Ein klassisch-allwissender Erzähler fungiert als Chronist der Ereignisse. Manchmal erwähnt sich dieser selbst, manchmal werden Vorkommnisse am Rande anekdotisch ausgeschmückt. Auch dies trägt dazu bei,

„Der Herr war mit ihm und alles geriet ihm wohl, seine Familie und seine Saat.“

dass man Gotthelfs Erzählen als volkstümlich bezeichnen kann. Dazu passen auch die mundartlichen Elemente, die sich vor allem in direkten Aussagen der Figuren finden. Seine Eigenständigkeit gewinnt diese Literatur nicht zuletzt dadurch, dass sie auch ein getreuer Spiegel ihrer Zeit und einer bestimmten Region und insofern praktische Volkskunde ist. Trostreich ist sie für das Lesepublikum – und eine Mahnung zugleich, denn hätte Uli seine Zweifel nicht durch Glaubensstärke überwunden, hätte sich nicht alles noch so positiv entwickelt. In fast biblischem Ton heißt es am Ende von *Uli der Pächter*: „Der Herr war mit ihm und alles geriet ihm wohl, seine Familie und seine Saat.“

Bildkräftige Schilderungen

Die Anteilnahme seiner Leserinnen und Leser beförderte der Schriftsteller durch bildkräftige Schilderungen und farbenprächtige Szenerien. Besonders ist das in der „Schwarzen Spinne“ zu spüren. Dort ist der Erzählbogen spannender gestaltet und von größerer Prägnanz als im buchstäblich epischeren Format der Romane. In der Binnenerzählung, um die sich die Rahmenhandlung einer Kindstaufe auf dem Hof wohlhabender Bauern spannt, werden historische Zusammenhänge und Spukhaft-Fantastisches vermischt und verdichtet zum ganz präsentisch wirkenden Geschehen. Jahrhunderte zurück reicht die Erzählung des Großvaters des

Täufelings; sie folgt auf eine längere Exposition, die das Tauffest detailverliebt ausmalt. Adlige Ritter haben in der Zeit der Binnenerzählung noch das Sagen und bestimmen über das Wohlergehen der bürgerlichen Gesellschaft. Das Unglück, das die Spinne bringt, ist die Pest; sie selbst ist ein Bild, ein Symbol für die „schwarzer Tod“ genannte Seuche und ganz allgemein für die Abwendung vom richtigen Weg. Eine Frau, die einen Teufelspakt eingegangen ist, um die schwere Last, die der herrschende Ritter den Dörflern auferlegt hatte, leichter zu bewältigen, verwandelt sich in ein riesiges Spinnentier; und schon zuvor sind Unheil bringende Spinnen aus der Wange der Frau gekrabbelt, wohin sie der Teufel zur Besiegelung des Paktes geküsst hatte. Der Pakt geschah im Sinne der Gemeinschaft, aber klar war doch, dass die Folgen keinesfalls zum Besten ausfallen würden; immerhin forderte der in Gestalt eines Jägers auftretende Teufel als Lohn ein ungetauftes Kind. Gotthelfs Erzählung hat eine christliche, aber ebenso universelle Moral: Man darf sich nicht um eines Guten willen mit dem Bösen einlassen!

Bezwinger der Spinne

Literarische Seelsorge: Allein ein gottesfürchtiger Mann vermag unter Aufopferung seiner selbst dem Spuk ein Ende zu bereiten. So geht es beim ersten Mal und dann auch beim zweiten, nachdem ein leichtfertiger Mensch im Übermut die große Spinne aus ihrem Gefängnis im Gebäck eines Hauses, wo sie lange eingesperrt war, herausgelassen hat. Damit nahm das Unheil erneut seinen Lauf. Dass die zwei Spinnenbezwinger Helden im Sinne der Christus-Nachfolge sind, ist klar. Beide lassen ihr Leben für die Rettung eines unschuldigen Kindes und der Dorfbewohner.

Alle Erzählschichten sind hier ausgeglichen gestaltet und aufeinander abgestimmt – so, wie es nur ein echter Meistererzähler vermag. Die Psychologie kommt ebenfalls nicht zu kurz, denn sowohl der zweite Retter wie die Frau, die den unseligen Pakt geschlossen hatte, sind Außenseiter oder werden zu solchen gemacht; auch deshalb handeln sie außergewöhnlich, während andere sich verführen lassen, ihrer Bequemlichkeit folgen oder sich dem Aberglauben hingeben.

Wir haben nichts zu fürchten, sagt der Großvater angesichts der von der Schilderung verängstigt wirkenden Zuhörer, „solange wir uns fürchten vor Gott“. Und Gott ist es auch, der am Ende der Gesamterzählung genannt ist. Abend ist es nun, nach dem festlichen Tag sind alle zur Ruhe gegangen; sie schlafen friedlich wie die, „welche Gottesfurcht und gute Gewissen im Busen tragen, welche nie die schwarze Spinne, sondern nur die freundliche Sonne aus dem Schlummer wecken wird“ – ein Erwachen, wie es ganz am Anfang der Erzählung schon einmal geschildert wurde.

Weiter heißt es: „Denn wo solcher Sinn wohnt, darf sich die Spinne nicht regen, weder bei Tag noch bei Nacht. Was ihr aber für eine Macht wird, wenn der Sinn ändert, das weiß der, der alles weiß und jedem seine Kräfte zuteilt, den Spinnen wie den Menschen.“ Über allem steht Gott, der die richtige Richtung weist. Und Gott verleiht eben auch die Kraft zum Erzählen, die in dieser Geschichte erst wirklich die menschliche Gemeinschaft festigt, als alle dem Großvater lauschen. Nicht nur vermittelt Gotthelfs Erzählung Vergangenheit und die Gegenwart ihrer Entstehungszeit; sie nimmt auch heutige Leser in sich auf, die sich in dem spannungsgeladenen Text aufgehoben fühlen und in einen intensiven Verständigungszusammenhang mit ihm treten können.

Der christliche Sinngehalt ist immer offenkundig, aber Gotthelfs Texte sind dennoch alles andere als eindeutige Erbauungsliteratur. Das Emmental wird zum literarischen Mikrokosmos. Hier wie überall haben Menschen die Aufgabe, ihrer Freiheit innezuwerden und sie vernünftig zu gebrauchen. Das Emmental im Berner Mittelland wird bei Jeremias Gotthelf zum Schauplatz einer Weltliteratur, die so ursprünglich wirkt wie die Landschaft, in der sie entstanden ist. Das ist auch ein Grund, weshalb der Schweizer Erzähler mehrfach mit keinem Geringeren als Homer verglichen wurde. Gotthelf neu zu entdecken, lohnt sich. \blacktriangleleft

INFORMATIONEN

Im Rahmen der „Zürcher Ausgabe“ sind im Diogenes Verlag erschienen: „Die schwarze Spinne und andere Erzählungen“ (559 Seiten, Euro 30,-), „Uli der Knecht“ (528 Seiten, Euro 32,-) und „Uli der Pächter“ (592 Seiten, Euro 34,-). Weitere Bände folgen.

Jude werden

Konversion – eine rabbinische Perspektive

WALTER ROTHSCHILD

Normalerweise muss man in eine jüdische Gemeinschaft hineingeboren werden durch eine jüdische Mutter.

Aber in Ausnahmefällen kann man sich entscheiden, ihr beizutreten.

Niemand wird dazu gedrängt, niemand dazu gezwungen, niemand will missionieren. Wohl und Wehe des Übertritts zum Judentum, gerade in Deutschland, beschreibt der Berliner Rabbiner Walter Rothschild.

Wer ist ein Jude? Diese scheinbar unwichtige Frage hat die Menschen seit Jahrhunderten beschäftigt. Es gab viele Versuche, sie zu beantworten; die frühe biblische (patriarchalische) Zeit, die spätere biblische (prophetische) Zeit und die nachbiblische (rabbinische) Zeit hatten alle ihre Definitionen. Wie wir wissen, gab es viele, Christen und Faschisten, die Theologie mit Hämatologie verbanden und „jüdisches Blut“ als einen Faktor betrachteten. Für mich als Rabbiner hier und heute ist ein Jude jemand, der jüdische Albträume hat und trotzdem *auch* einen selbstironischen Sinn für Humor. Es gibt diejenigen, die nur das eine oder das andere haben, und dann fehlt wirklich etwas.

Die Albträume beruhen auf dem, was uns schon einmal passiert ist und was uns so leicht wieder passieren könnte. Diejenigen, die diese Möglichkeit nicht sehen, die blind für die Bedrohungen sind, die mit unseren Gegnern und Feinden zusammenarbeiten, werden von denjenigen, die diese Bedrohungen sehen, oft als „selbsthassende Juden“ bezeichnet – sie sehen nicht die Bedrohungen der Zerstörung, von Reykjavik bis Sydney gegen das einzige winzige Stückchen Land auf dem Globus, in dem Juden tatsächlich willkommen sind und nicht nur als exotische Minderheit toleriert werden. Wem der Humor fehlt, der verfällt in Dogmatismus und Aggression und neigt allzu leicht zu Depression und Selbstmord. Es ist schwierig, dieses Gleichgewicht zu halten, aber es ist wichtig. Dabei hat Deutschland seine eigenen Pro-

bleme, wenn nicht einzigartige, so doch fast. Das eine ist die Vergangenheit, das andere die Gegenwart – und das Dritte ist die Angst vor der Zukunft. Was die Vergangenheit betrifft, so gibt es wenig hinzuzufügen, außer der Feststellung, dass sowohl die Regierung als auch die Kirchen in den 1940er-Jahren beschlossen, sich auf jüdisches Blut zu konzentrieren und es dann zu vergießen, mit großem (sogar überwältigendem) „Erfolg“.

Politische Vorteile

Was die Gegenwart betrifft, so gibt es eine an Psychopathie grenzende Besessenheit, sich in Debatten über die jüdische Identität einzumischen, weil das Jüdischsein – fast nur in Deutschland – politische und finanzielle Vorteile bringen kann. Wenn man hier einen jüdischen Großvater hatte, kann man behaupten, für alle Juden zu sprechen und im Namen aller Juden darüber zu schreiben, was sie denken (oder denken sollten). Niemand wird es wagen, einem zu widersprechen, und man könnte in große Talkshows eingeladen werden. Wenn man der Vorsitzende einer winzigen Provinz-Gemeinde von vielleicht fünfzig Leuten ist, wird man zum Oberbürgermeister eingeladen und hat gute Chancen, ein Bundesverdienstkreuz zu bekommen, weil man so ein netter Kerl ist. (Das gilt selbst dann, wenn man, wie sich später herausstellt, gar kein Jude ist; moderne Politiker hängen lieber ein Kreuz an den vermeintlichen Juden als umgekehrt).

Hier kann man behaupten, Vorfahren in Konzentrationslagern gehabt zu haben, oder einen „Hilfskonvoi“ organisieren, um Kuscheltiere nach Gaza zu bringen – und fast niemand wird einem widersprechen. Hierzulande sehen sich die kleinen, schwachen und überforderten jüdischen



Gemeinden mit denjenigen konfrontiert, die von der Sowjetunion als Juden definiert wurden, die zwar väterlicherseits, aber nicht mütterlicherseits jüdische Vorfahren haben, die aber nun verlangen, aufgenommen zu werden. Oder es gibt

Juden, die behaupten, man könne getauft werden und trotzdem Jude bleiben; oder man könne Atheist sein und Jude bleiben. Kann die Mitgliedschaft in den Gemeinden wirklich allen gewährt werden, und was würde das bedeuten?

Was die Zukunft angeht, so ist es einigen denkenden Deutschen (leider bei weitem nicht allen) langsam klar geworden, dass es inzwischen einen großen Teil der Bevölkerung gibt, der jeden, der auch nur etwas Positives über Israel sagt, als „Jude“ angreift. Wenn es keine echten Juden mehr gibt, die man angreifen kann, werden sie vielleicht Verlage, Schulen, Künstler, Autoren angreifen und sie in eine Debatte darüber verwickeln, was jüdische Identität für sie bedeutet. Es wird davon ausgegangen, dass alle Israelis Juden sind, auch wenn sie es nicht sind (etwa 20 Prozent der israelischen Bevölkerung sind Araber, und viele

Wenn es keine echten Juden mehr gibt, werden sie vielleicht Verlage, Schulen, Künstler angreifen.

junge Israelis in Europa sind im Wesentlichen säkular oder sogar antizionistisch, aber das scheint für die Antisemiten keinen Unterschied zu machen). Werden also die Christen die nächsten „Juden“ sein? Einige Anzeichen dafür sind für diejenigen, die genau hinschauen, bereits sichtbar.

„Baruch Atab Adonai, Eleohejnu, Melech HaOlam, ascher Bachar-Babnu miKol ba-Amim, weNatan Labnu et Torabto ...“

„Gelobt seist Du, O Gott, Unser Gott, Herrscher des Universums, der Uns aus al-

len anderen Völkern gewählt hat und Uns seine Torah gegeben hat ...“

Oder „*Baruch Atab Adonai, Elohejnu Melech aHaOlam, ascher Kidschabnu beMitzwotaw, vetzivabnu ...* Gelobt seist Du, Unser Herr, Herrscher der Welt, der uns befohlen hat diese Pflicht zu erfüllen ...“

So oder so ähnlich beginnen die Segensprüche, die Juden (theoretisch) mehrmals pro Tag sagen. Man dankt Gott dafür, dass Gott uns die Gelegenheit gegeben hat, spezifische „Mitzwot“, Pflichten, Verantwortungen, zu erfüllen. Einige sind moralischen Inhalts, einige sind Rituale; zu den Geboten gibt es auch Verbote, und wenn wir nach solchen Regeln leben, dann sind wir Partner

„Auserwähltes Volk“ bedeutet nicht zusätzliche Privilegien, sondern zusätzliche Verantwortung.

Gottes, dadurch ‚heiligen‘ wir uns selbst. Das heißt, wir wenden uns an den einzigen Gott, nicht an uns selbst; wir erkennen an, dass wir uns durch die Befolgung dieser Anweisungen heiligen, was Gottes Absicht ist. Gott hat alle Menschen und Völker geschaffen, und Gott hat beschlossen, uns für bestimmte Aufgaben zu erwählen. Es gibt zwei Bündnisse: das allgemeine, das die gesamte Menschheit umfasst (das nach der Sintflutgeschichte geschlossen wurde), und das besondere, das mit Awraham und zumindest einigen seiner Nachkommen geschlossen wurde.

Dies ist jedenfalls das theologische Verständnis, wie der Begriff „auserwähltes Volk“ zu verstehen ist: nicht als zusätzliche Privilegien, sondern als zusätzliche Verantwortung. Wir müssen uns darum kümmern, was wir essen, wann und wie wir arbeiten und ruhen; wann und was wir feiern; wie wir uns zu unseren Mitmenschen, zu den Tieren, zum Boden unter unseren Füßen und zu den Sternen über unseren Köpfen verhalten. Es gibt Dinge, die geboten sind, Dinge, die erlaubt sind, und Dinge, die verboten sind. Nicht alle Juden halten sich an diese Regeln, nicht alle sind religiös, aber dies ist die grundlegende Selbstdefinition, dass wir zu einer Gruppe von Menschen gehören, die einen besonderen Bund mit Gott hat. Das heißt nicht, dass andere Menschen nicht auch Teil von Gottes Schöpfung sind – aber sie unterliegen nicht denselben Regeln.

Normalerweise muss man in eine jüdische Gemeinschaft hineingeboren werden

durch eine jüdische Mutter. Aber in Ausnahmefällen kann man sich entscheiden, ihr beizutreten. Wir drängen nicht, wir zwingen niemanden, wir missionieren nicht, wir verurteilen niemanden als ‚Ungläubigen‘ oder ‚Ketzer‘, wenn er sich entscheidet, unserer Gruppe nicht beizutreten. Es ist eine freiwillige Angelegenheit, und weil es bedeutet, dass man eine Menge darüber lernen muss, wie wir leben und wie wir beten, muss es ernst genommen werden. Es gibt keinen „Weg zurück“. Wenn man sich entscheidet, einen jüdischen Partner zu heiraten und mit ihm das häusliche Leben zu teilen, wenn man sich auf eine bestimmte Weise zu Gott hingezogen fühlt, wenn man einen jüdischen Vater (aber keine Mutter) hatte und dieser Seite der Familie folgen möchte, dann gibt es Kurse und Rituale, die man befolgen muss. Und es gibt ein rabbinisches Gericht, das man von seiner Aufrichtigkeit und seinem Wissen überzeugen muss. Nur dann kann man beitreten. Mit allen Vorteilen und – gerade jetzt – Nachteilen, die das bedeuten kann. Und natürlich bedeutet dies in den meisten Fällen, dass man als Erwachsener beitrifft, dass man keine Gelegenheit hatte, das Aufwachsen in einem jüdischen Haus oder einer jüdischen Gemeinde zu erleben. Man kann eine verpasste Kindheit und Jugend nicht „nachholen“.

Psychologische Probleme

Aber es gibt Menschen, die „jüdisch“ sein wollen und sich als solches ausgeben, ohne tatsächlich Juden zu sein. In mehreren Fällen, die ich kenne, haben sie sich sogar geweigert, Unterricht zu nehmen oder zu konvertieren, sie geben sich einfach als Juden aus, und man muss ihnen entweder vertrauen und glauben – oder sie verdächtigen. Dieses Phänomen hat sich sowohl nach der Shoah als auch in Teilen Europas, insbesondere in Deutschland, verstärkt, obwohl ich es auch anderswo erlebt habe. Es handelt sich um eine Mischung aus psychologischen Problemen, von denen einige wirklich problematisch sind, um einen giftigen Cocktail von Einstellungen, und jeder Fall ist anders. Gleichwohl stößt man auf die gleichen Probleme: Es könnte der Wunsch bestehen, sich der Opfergruppe anzuschließen, um das Selbstmitleid zu genießen, das jedes kleine Kind empfindet, wenn es sagt: „Alle hassen mich!“ Es könnte eine verdrehte Schuld für das sein, was die eigenen Vorfahren in der Vergangenheit getan haben, insbesondere

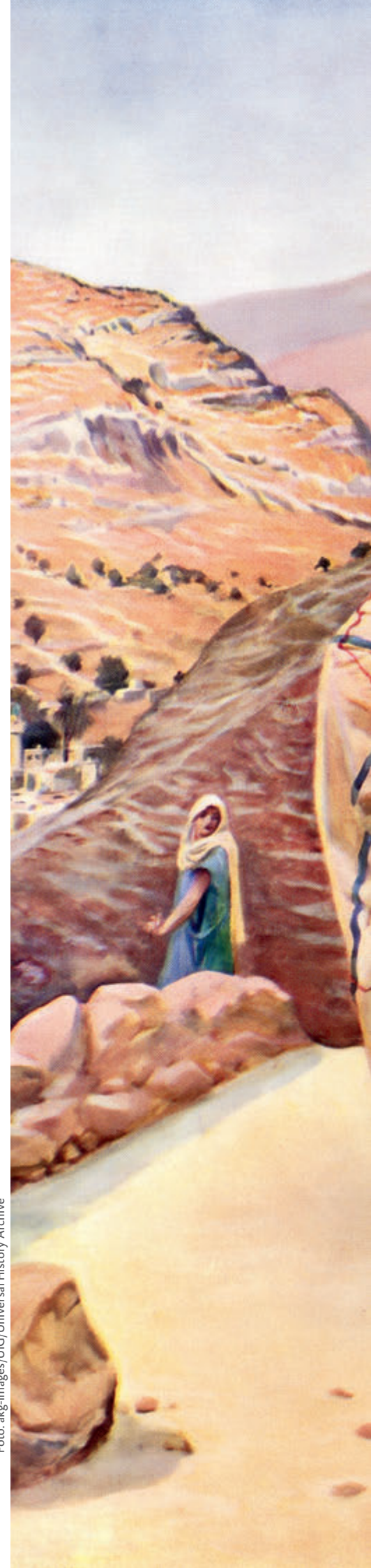


Foto: akg-images/ULG/Universal History Archive

*Ruth und ihre Schwiegermutter
Naomi: Für manche das Beispiel einer
Konversion zum Judentum.*

in der Nazizeit. Es könnte ein Bewusstsein dafür bestehen, dass in diesem Land bestimmte Privilegien mit dem Jüdischsein verbunden sind, von „freien Tagen“ bis zum vermeintlichen Recht, sich offen über Israel zu äußern (positiv oder negativ!): Nicht-jüdische Bürgermeister und Politiker werden zögern, sie herauszufordern. Manche werden Angst haben zu widersprechen, um nicht des „Antisemitismus“ beschuldigt zu werden, nur weil sie anderer Meinung sind. (Das sollte nicht so sein, ist es aber oft.)

Getäuschte Unwissende

Manchmal beschließt eine solche Person, eine Führungsrolle in einer schwachen jüdischen Gemeinde zu übernehmen, die zumeist aus Menschen besteht, die nur wenig über die jüdische Tradition und das jüdische Recht wissen, um sie dann zu lehren, wie sie jüdisch sein sollten. Das heißt, sie lehren nach ihrer eigenen Fantasie und nicht nach den wirklichen Quellen, von denen sie wenig oder nichts wissen. Die Unwissenden lassen sich leicht täuschen; da jedoch „echte Juden“ ihr Selbstbild bedrohen könnten, stehen sie qualifizierten Rabbinern oft feindselig gegenüber. Einige geben sich als Rabbiner aus . . . Für Juden wäre es immer besser, wenn Juden entscheiden dürften, wer Jude ist, und nicht Journalisten. Und schließlich brauchen einige das „Judentum als Projektionsfläche“: Seit Jahrhunderten beschuldigen Christen und Moslems die Juden, etwas zu tun, was sie in Wahrheit selbst tun – nämlich die Übernahme der Welt zu planen.

Für mich als Rabbiner ist nicht wichtig, ob jemand in der Öffentlichkeit – in Artikeln, in Talkshows, auf Kundgebungen – behauptet, jüdisch zu sein, sondern ob er auch im Privaten jüdisch lebt. Meiner Erfahrung nach ist das Judentum für viele ein Fake, eine öffentliche Identität, etwas, das entweder für politische Zwecke ausgenutzt wird, um sich bei der nichtjüdischen Mehrheit beliebt zu machen, oder für persönliche Zwecke, um einen Status innerhalb einer Gemeinschaft zu erhalten. In ihrem Privatleben spielt es keine Rolle. Es hat nichts mit Spiritualität oder Moral zu tun, mit Ethik oder mit Gebet oder mit Observanz. Kurzum – es ist ein Fake. ◀



Revolutionäre Erkenntnis

JÜRGEN KAISER

Auf Augenhöhe

MISERIKORDIAS DOMINI, 14. APRIL

Und sie nannte den Namen des Herrn, der mit ihr redete: Du bist ein Gott, der mich sieht. (1. Mose 16,13)

Papst Franziskus hat in seiner Neujahrsansprache ein weltweites Verbot der Leihmutterchaft gefordert. Aber hier haben wir die Geschichte einer Leihmutter, die Gott durch einen Engel als eigenständige Person anspricht. Und die Geschichte der Leihmutter Hagar bedeutet eine Umstürzung der bis dahin geltenden Werte.

Sie ist eine persönliche Sklavin Saras, der Frau Abrahams. Der Patriarch kann deshalb nicht über Hagar verfügen. Und weil Sara davon ausgeht, keine Kinder mehr zu bekommen, fordert sie Abraham auf, mit ihrer Sklavin zu schlafen. Wenn diese schwanger würde, würde sie das Kind auf den Knien ihrer Herrin sitzend gebären. Und dann wäre es rechtlich das Kind der Herrin.

Hagar wird schwanger. Und weil sie für Nachwuchs sorgt, wird sie in der Großfamilie geachtet. Aber dadurch fühlt sich Sara missachtet und lässt es Hagar so massiv spüren, dass diese in die Wüste flieht. Dort wird sie aber von Gott gerettet. Durch einen Boten begegnet er Hagar, gibt dem Kind einen Namen und bestimmt, dass es ihres ist – und bleiben wird. Auch das widerspricht dem damals geltenden Recht. Denn danach gehört das Kind Sara, und nur ihr Mann Abraham kann einen Namen vergeben.

Aber dann geschieht noch etwas: Hagar spricht Gott direkt an und bezeichnet ihn als „Gott, der mich sieht“. Was für ein Gottesbild. Damals sahen die Menschen Götter und verehrten sie in Statuen. Gottheiten wohnten in ihren Abbildungen. Diese standen in Tempeln, um die Kriege geführt wurden. Und waren die Götterstatuen des

Gegners zerstört oder verschleppt, waren die Kriege beendet.

Ganz anders verhält es sich mit Abrahams Gott. Ihn kann man nicht in einer Statue einfangen. Er kommt vielmehr zum Menschen und begegnet ihm auf Augenhöhe, nimmt ihn wahr und damit ernst.

Dieser Gott wirbelt auch die menschlichen Macht- und Herrschaftsstrukturen durcheinander. Die erste Frau, der Gott in der Bibel begegnet, ist ausgerechnet eine Sklavin aus Ägypten. Obwohl sie auf der untersten sozialen Stufe steht, gibt Gott ihr einen Namen. Und der hebt hervor, was den Gott, den wir unseren Vater nennen, auszeichnet: Er sieht und hört dich. Weil er dich gern hat. Diese Aussage ist revolutionär, enthält eine einzigartige Gotteserkenntnis.

Heilende Kräfte

JUBILATE, 21. APRIL

Denn wir wissen, dass der, der den Herrn Jesu auferweckt hat, wird uns auch auferwecken mit Jesus und wird uns vor sich stellen samt euch (...). Darum werden wir nicht müde; sondern wenn auch unser äußerer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert. (2. Korinther 4,14+16)

Das Grundgefühl, das dieses Jahr bisher prägt, ist das Schwenden aller Sicherheit: Corona ist noch nicht überwunden, in Europa wird Krieg geführt, völkisches Denken erwacht, das Vertrauen in die Regierung schwindet, und manche Mitbürger werden komischer.

Aus Unsicherheit stellt man alles Bestehende in Frage. Und das war in der Hafenstadt Korinth im Jahr 55 nach Christus



Jürgen Kaiser,
Pfarrer i. R., Stuttgart

ähnlich. Nicht wegen der Weltpolitik, sondern wegen der Zukunft der Christengemeinde. Paulus hatte sich mit der weltweiten, globalisierten Stadt und ihrer christlichen Gemeinde auseinandergesetzt wie mit keiner anderen in der damaligen Welt. Kaum zog er weiter, erschienen Apostel, die die Gemeindeglieder verwirrten. Diese Männer traten weltmännisch und charismatisch auf, und viele korinthische Christen zweifelten an Paulus. Der nannte die Blender „Überapostel“, denn sie wirkten wie Gift in der Gemeinde. Er kämpfte um sein Apostelamt und schrieb Briefe. Paulus verwies auf die Schwachheit seines Körpers und zunehmende Altersbeschwerden, um so die Größe und Stärke des Geistes Gottes zu beweisen. Deshalb erinnerte Paulus auch an das Leiden Jesu und pries zugleich dessen Auferweckung durch Gott.

Der Völkerapostel drückte sich in der Sprache und Denkweise seiner gebildeten griechischen Mitchristen aus, indem er zum Beispiel zwischen dem äußeren und dem inneren Menschen unterschied. So verstanden sie, dass beide sich nicht gegenseitig bedingen. Paulus beschrieb ausgerechnet anhand seines körperlichen Verfalls Gottes Handeln und seine Größe. Aber mit dieser Dialektik konnten Griechen etwas anfangen.

So konnte der Apostel auch von der zukünftigen Auferstehung reden, selbst wenn alle Realitäten so aussahen, als ob es keine Zukunft gäbe. So konnte er bekennen, dass alle Glaubenden eine Zukunft haben. Damit konnte er begründen, warum trotz allem nicht nur er, sondern Christen überhaupt, nicht müde werden.

Diese Botschaft passt zum Sonntag Jubilate. Wir werden nicht müde! Das ist kein Appell, sondern die Beschreibung eines Zustandes. Weil Christen um die Auferstehung wissen, weil ihnen zugesprochen ist, mit dabei zu sein, geben sie diese Welt – mag alles noch so unsicher aussehen – nicht auf. Weil Gott sie auch nicht aufgibt.

Paulus beschreibt die Selbstheilungskräfte des Glaubens. Und darauf kann man in Zeiten der Unsicherheit bauen.

Jüdische Wurzeln

KANTATE, 28. APRIL

Und ich sah, wie sich ein gläsernes Meer mit Feuer vermengte, und die den Sieg behalten hatten über das Tier und sein Bild und über die Zahl seines Namens, die standen an dem gläsernen Meer und hatten Gottes Harfen und sangen das Lied Moses, des Knechtes Gottes, und das Lied des Lammes. (Offenbarung 15,2–3a)

Im Osten des römischen Reiches (dem Gebiet der heutigen Türkei) wurde der römische Kaiser besonders verehrt – wie ein Gott. Dort lebten Christengemeinden, die sich – wie in Ephesus und Pergamon – dem johanneischen Kreis zugeordnet fanden. In diesem entstand nicht nur ein Evangelium, sondern es entstanden auch die Briefe und die Offenbarung, alle vereint unter einem charismatischen Namen: Johannes.

Die Gemeinden des johanneischen Kreises waren zwar von hellenistischem Denken geprägt, aber grenzten sich sowohl gegen die Theologie des Paulus ab als auch gegen den römischen Staatskult und die griechisch-römische Gesellschaft.

Die größte Herausforderung für die Christen waren damals nicht Verfolgungen, sondern die Integration in die Gesellschaft. Denn um 90 und 110 nach Christus herrschten in Kleinasien wirtschaftlicher Aufschwung und staatliche Liberalität. Die Gelehrten sind sich zwar uneins, wann genau die Johannesoffenbarung geschrieben

wurde. Aber in dem Zeitraum, in dem sie wohl verfasst wurde, ging es den Menschen jedenfalls gut. Und sie erlagen manchen Verlockungen. Hier setzt Johannes an und beschreibt die christliche Existenz als Entscheidung zwischen Gut und Böse, christlich und heidnisch. Es gibt eben nur schwarz oder weiß. Und zwischen ihnen muss man sich entscheiden. Für Johannes ist der römische Kaiser nicht mehr die Obrigkeit, der man gehorchen soll, wie Paulus im 13. Kapitel des Römerbriefs betont, sondern „das Tier“. Der Kaiserkult wird komplett abgelehnt. Dabei war er im Osten mit dem alltäglichen Leben verbunden.

Johannes erinnert seine Mitchristen an den Auszug der Juden aus Ägypten und an das Lied des Mose. Das ist die Wurzel für den Hymnus über Christus als Lamm Gottes. Und dies passt zum Sonntag Kantate. Was Johannes hier schreibt, ist besonders wichtig in einer Zeit, in der der Antisemitismus überall sein Gesicht zeigt. Denn ohne Erinnerung an seine jüdischen Wurzeln ist der christliche Glaube nicht denkbar, lebbar, betbar. Aber die Aufforderung des Johannes, sich von der Welt zu trennen, geistig, geistlich und äußerlich in den Untergrund zu gehen, weil das Ende der Welt nahe ist, passt eher zu christlichen Verschwörungstheoretikern. Da steht Paulus mit seiner Theologie des christlichen Glaubens und des Lebens in der Welt, wie sie ist, näher am Evangelium Jesu Christi.

Mit Gott verhandelt

ROGATE, 5. MAI

Warum sollen die Ägypter sagen: Er hat sie zu ihrem Unglück herausgeführt, dass er sie umbrächte im Gebirge und vertilgte sie von dem Erdboden? (...). Gedenke an deine Knechte Abraham, Isaak und Israel, denen du bei dir selbst geschworen und verheißten hast: Ich werde eure Nachkommen mehren wie die Sterne am Himmel, und dies ganze Land, das ich verheißten habe, will

ich euren Nachkommen geben, und sie sollen es besitzen für ewig. Da gereute den Herrn das Unheil, das er seinem Volk angedroht hatte.

(2. Mose 32,12+13–14)

Es gibt Bibeltexte, die eine ungeheure Sprengkraft für den Geist und das Handeln des Menschen haben. Dies gilt auch für den Abschnitt aus dem Zweiten Buch Mose, der heute auf den Kanzeln der evangelischen Landeskirchen Deutschlands ausgelegt wird. Viele jüdische Israeliten verstehen ihn als Aufforderung, im Westjordanland illegale Siedlungen zu errichten, frei nach dem Motto: „Alles Euers, spricht der Herr!“ Dabei spricht der Text vom Gebet und nicht von einer Landnahme, weder damals noch heute.

Was er aber vom Gebet sagt, hat es in sich. Denn zunächst geht es um etwas Sensationelles. Gott bietet Moses einen Deal an: Lass es uns nochmals versuchen, nur wir beide, ohne das halsstarrige Volk. Gott äußert seinen Zorn, und Moses ringt mit ihm. Und auch das ist Beten. Moses geht es um das ganze Volk, um Fromme und Gottlose, Bekehrte und Nichtbekehrte, Gutmenschen und Sünder, Gesetzestreue und Kriminelle. Sie wurden vor den Augen der Ägypter aus der Sklaverei geführt und in den Fluten des Roten Meeres bewahrt. Sähen die Ägypter nun die Vernichtung dieses Volkes, würden sie lachen. Moses nutzt das als schlaues Argument und packt Gott bei der Ehre.

Aber Moses hielt sich zu lange auf dem Berg auf. So passte sich das Volk, das im Tal wartete, in der Zwischenzeit der Götterwelt der Umgebung an und erschuf sich einen goldenen Stiergott – wie alle anderen Völker, einen Gott, den man sehen und anfassen kann. Das Alleinstellungsmerkmal des jüdischen Glaubens, einen Gott zu haben ohne Statue und Bildnis, hatten sie nicht verstanden. Dabei hatten die Israeliten etwas Einmaliges, einen Gott im Glauben. Den hatten sie verraten. Und das erklärt Gottes Zorn. Aber Gott lässt sich von Mose überzeugen. Für die Ideologie der illegalen Siedler im Westjordanland taugt dieser Text nicht. Vielmehr zeigt er, welche Kraft im Gebet stecken kann. So macht der Text Mut, niemals locker zu lassen. Und Christen glauben: Weil Gott sich am Ostermorgen zu Jesus bekannt hat, ist aus einem Gott des Zorns endgültig ein liebender Gott geworden. 

Ein echter Senkrechtstarter

In Europa wächst der Anbau von Soja – nachhaltig und ohne Gentechnik

KLAUS SIEG (TEXT) · JÖRG BÖTHLING (FOTOS)

Die Bohne voller Eiweiß wird als Tierfutter und für die Lebensmittelherstellung immer wichtiger. Zwar wird Soja zumeist aus Süd- und Nordamerika importiert, doch die Zahl europäischer Anbauer wächst. Die Journalisten Klaus Sieg und Jörg Böhling haben sich auf den Weg nach Serbien gemacht.

Ein Morgen in der Vojvodina in Serbien, eine der fruchtbarsten Regionen Europas. Nur langsam dunstet die Sonne die Feuchtigkeit der Nacht von den Feldern. Auf den Straßen und Äckern herrscht Hochbetrieb. Traktoren und Mähdrescher sowjetischer Bauart sind ebenso im Einsatz wie Modelle aus dem westlichen Ausland. Pferdefuhrwerke zuckeln vorbei, auf denen sich Säcke voller Zwiebeln oder roter Paprika stapeln.

Auch Vlada Vukicevich will heute ernten. Zeit für einen schnellen Mokka nimmt

sich der 45-jährige Landwirt aber noch. Schließlich kommt Bane Jevremov nicht alle Tage vorbei. Er hat dem Agrarexperten viel zu verdanken. „Soja hatte ich auch vorher schon angebaut.“ Vlada Vukicevich nippt an dem Mokka. „Aber längst nicht so nachhaltig.“

Bane Jevremov ist Agrarexperte. Der Mann barocken Ausmaßes kennt gefühlt jeden Landwirt, Agrarhändler und Verarbeiter in der Vojvodina. Er arbeitet für die Nichtregierungsorganisation Donau Soja. Das Ziel der Organisation mit Sitz in



Wien ist die Umstellung der Proteinversorgung Europas durch eine gentechnikfreie und nachhaltige Sojaproduktion. „Unsere Landwirte erzielen auch ohne Gentechnik sehr gute Ergebnisse im Soja-Anbau“, sagt Bane Jevremov und nickt Vlada Vukicevich anerkennend zu.

Hauptabnehmer China

Soja ist ein echter Senkrechtstarter. In den vergangenen 50 Jahren hat sich die jährliche Produktion mehr als verzehnfacht. Der Internationale Getreiderat in London schätzt das globale Sojaangebot für 2022/23 auf 387 Millionen Tonnen. Vier Fünftel davon werden zu Futtermitteln verarbeitet. Mehr als 80 Prozent der weltweiten Sojamenge stammen aus Brasilien, den USA und Argentinien. Alle drei Länder setzen überwiegend auf gentechnisch verändertes Saatgut. In Südamerika findet

ein großer Teil des Anbaus auf gerodeten Regenwaldflächen statt. Das verursacht Vertreibung und Konflikte über die Landnutzung. Hinzu kommen die Folgen weiter Transportwege rund um den Globus.

Weltweiter Hauptabnehmer für Soja ist mit über 96 Millionen Tonnen China. Es folgt mit 35 Millionen Tonnen die Europäische Union, die einen Großteil davon aus Brasilien bezieht. Deutschland importiert rund 3,6 Millionen Tonnen Sojabohnen. Davon kamen alleine 1,6 Millionen Tonnen aus Brasilien. Eine Tonne Soja aus Brasilien, die auf entwaldeten Flächen angebaut wurde, verursacht 5,6 Tonnen Klimagas, eine Tonne aus Europa im Schnitt dagegen 0,82 Tonnen. Aufgrund der kurzen Transportwege im Land sind es nach Angaben von Donau Soja sogar nur 0,28 Tonnen, wenn die Bohnen in Serbien angebaut werden. Diese erheblich günstigere Klima-Bilanz ermöglichen ne-

ben den kurzen Wegen auch Methoden für den nachhaltigen Anbau. Vlada Vukicevich hat verschiedene lokale Sorten testen können, die speziell für den Anbau in Serbien entwickelt wurden. Sie passen zu lokalem Klima und den Böden. So hat er seine Erträge gesteigert, bei gleichem Einsatz von Ackerfläche, Wasser und Dünger. Als Leguminose steigert Soja zudem die Fruchtbarkeit der Böden. Auf dem

In Südamerika verursacht der Sojaanbau Vertreibung und Streit um die Landnutzung.

Feld reißt Agrarexperte Bane Jevremov eine Pflanze heraus und zeigt auf kleine, weißgraue Kügelchen an den Wurzeln. Stickstoff. Aus der Luft gebunden. Dem Boden zugeführt. Das verbessert die Erträge bei Weizen und Mais, mit denen Vlada





Der Anbau von Soja in Europa wächst. 2023 waren es 300 000 Hektar, auf denen die Bohnen angebaut wurden, im Jahr zuvor noch um die 250 000.

Vukicevich Soja im Wechsel anbaut. So spart er mineralischen Dünger. Bis zu 100 Kilogramm weniger muss er pro Hektar und Jahr auf die Äcker bringen. Das hilft ihm besonders jetzt, da die Düngerpreise aufgrund des Krieges in der Ukraine explodiert sind, und verringert die Klimagas-Emissionen seiner Landwirtschaft. Zudem drängt die Fruchtfolge auf seinen Feldern die Ausbreitung von Unkraut und Pflanzenkrankheiten zurück. Auch hat Vlada Vukicevich auf Feldtagen gelernt, wie er immer weniger Pestizide einsetzen kann, indem er Unkraut mit dem Traktor bekämpft. Am meisten aber begeistert den Landwirt, dass Donau Soja ihn mit den richtigen Abnehmern zusammenbringt. „Die Nachfrage steigt und der Preis stimmt auch“, sagt er.

„Soja ist in Serbien ein Motor für Entwicklung“, sagt Jovana Djisalov von Donau Soja in Novi Sad. Das Büro der serbischen

*„Soja ist
in Serbien ein
Motor für
Entwicklung.“*

Sektion der Organisation befindet sich in einer ruhigen Nebenstraße im pittoresken Zentrum der Stadt an der Donau, die das Zentrum der Vojvodina ist. In einem Schaukasten im Konferenzraum ist die breite Palette an Produkten ausgestellt, in denen von Donau Soja zertifizierte Bohnen stecken, von Speiseöl, Fleisch- und Aufschnittersatz, Crispies in Pizzas oder Schokoriegeln bis hin zu Eiern, gelegt von mit europäischem Soja gefütterten Hennen.

In diesem Jahr wurde in Serbien auf 300 000 Hektar Soja angebaut, in den vergangenen Jahren waren es noch um die 250 000. Auch in anderen europäischen Ländern wächst der Anbau von Soja. Vor zehn Jahren wurden 17 Prozent des in Europa verbrauchten Sojas hier angebaut.

Heute sind es bereits 22 Prozent. Der Großteil stammt aus Nicht-EU-Ländern, vor allem aus den südöstlichen Staaten auf und um den Balkan. Aufgrund von neuen Sorten und Klimaveränderungen entdecken aber auch in Österreich oder Deutschland Landwirte die Pflanze für sich. Hauptproduzent in Europa ist jedoch die Ukraine. Trotz des Krieges kann das Land seine Sojaexporte über Land transportieren. „Die Nachfrage nach Soja aus Europa steigt enorm, getrieben vor allem von den großen Handelsketten, die immer mehr vegetarische Lebensmittel im Angebot haben und auf das gewachsene Bewusstsein der Konsumenten reagieren, was die Herkunft von Tierfutter angeht“,





Bane Jevremov ist Agrarexperte. Gemeinsam mit Jovana Djisalov arbeitet er bei der Organisation Donau Soja in Novi Sad.

Kleine, weißgraue Kügelchen an den Wurzeln: Stickstoff, aus der Luft gebunden, dem Boden zugeführt, verbessert die Erträge.



erklärt Jovana Djisalov in Novi Sad. In Österreich zum Beispiel füttern alle Legehennen-Betriebe bereits seit zehn Jahren mit Donau Soja. Bis heute haben sie nach Angaben der Organisation dadurch eine Million Tonnen Klimagas eingespart, so viel wie eine Großstadt in Europa mit 100 000 Einwohner pro Jahr emittiert. Auch in Deutschland bewegt sich mittlerweile etwas. Erste Handelsketten bieten Fleisch oder Eier an, produziert mit zertifiziertem Soja aus Europa. Hersteller vegetarischer und veganer Produkte, wie Tofu, Brotaufstriche oder Soja-Milch, setzen wegen des Verbotes von Gentechnik in Lebensmitteln schon lange auf Soja aus Europa.

Verbesserte Qualität

Vom Nachfrageboom profitieren Landwirte, Händler, landwirtschaftliche Kooperativen, Transport- und Logistik-Unternehmen sowie Verarbeiter, die zum Teil nach Angaben von Donau Soja ihre Kapazitäten verdoppeln wollen. Die Zer-



tifizierung durch die Organisation hilft ihnen, das Produkt zu entwickeln und zu vermarkten und damit ihr Einkommen zu steigern, Nachhaltigkeitskriterien entlang der Lieferkette einzuhalten und nachzuweisen, mit Abnehmern zusammenzukommen und die eigene Qualität zu verbessern. „300 unserer 400 Farmer bauen mittlerweile nach den Kriterien der Organisation zertifiziert an“, sagt Marko Nenadić, Logistik-Manager bei der Kooperative Uljarice-Bačka, die seit drei Jahren mit Donau Soja zusammenarbeitet. Um die Standards für die Zertifizierung zu erfüllen, muss die Kooperative engen Kontakt zu den Farmern halten, um diese fortzubilden, mit Wissen zu versorgen und zur Dokumentation anzuhalten. „Das hilft, die Qualität zu verbessern, bis hin zu den strengen Hygieneauflagen beim Transport der Bohnen“, so Nenadić weiter.



Im Schnitt hat Uljarice-Bačka pro Jahr 10 000 Tonnen zertifizierte Bohnen produziert. Ein Drittel davon exportiert die Kooperative nach Österreich, zehn Prozent nach Deutschland. Aber auch Dänemark und Norwegen zählen zu den Abnehmern.

An der Entwicklung geeigneter Sorten wird kontinuierlich gearbeitet.

„Der Zugang zu diesen Märkten ist bedeutend einfacher durch die Zertifizierung – und manchmal bekommen wir auch einen besseren Preis“, sagt Marko Nenadić. Was zudem sehr helfe, seien die sehr strengen Standards in Serbien für die Kontaminierung mit genetisch verändertem Soja, die über den üblichen in Europa liegen.

Gefördert wird der Anbau von Soja als Futtermittel in Serbien seit den 1970er-Jahren, den Zeiten des früheren Jugoslawiens also. „Im restlichen Europa wächst das Interesse an heimischem Soja erst seit 15 Jahren“, sagt Vuk Dorđević, Experte für Sortenentwicklung am Institute of Field and Vegetable Crops in Novi Sad. „Wir hier arbeiten seit damals kontinuierlich an der Ent-

wicklung geeigneter Sorten.“ Bereits 1979 wurde an dem Institut die erste lokale Sorte entwickelt. Heute sind es insgesamt 176, also ein breit gefächertes Angebot, aus dem sich Züchter und Landwirte die passende auswählen können. Vor kurzem haben die Wissenschaftler eine mit Preisen ausgezeichnete Sorte mit schwarzen Bohnen gezüchtet, deren Inhaltsstoffe besonders für den Einsatz in der Pharmaindustrie sowie im Bereich Healthy Food geeignet sind. Vor allem aber haben sie sich in den vergangenen zehn Jahren auf die Entwicklung trockenheitsresistenter Sorten konzentriert.

Nachhaltiger Anbau

Kein Wunder also, dass Vlada Vukicevich trotz der Dürre im vergangenen Jahr auch in Serbien so zufrieden mit seinen Erträgen ist. Doch nun blickt der umtriebige Landwirt auf seine große Uhr mit dem breiten Armband und dem dunklen Ziffernblatt. Schließlich will er heute noch ernten. Einer seiner Mitarbeiter hat mittlerweile den Mähdrescher gestartet. „Nachhaltiger Anbau heißt auch, so wenig wie möglich Treibstoff zu verbrauchen.“ Schnell klettert Vlada Vukicevich auf die große Maschine und ruckelt davon. ◀



„Soja ist in Serbien ein Motor für Entwicklung“, sagt Jovana Djisalov, die bei der Nichtregierungsorganisation Donau Soja in Novi Sad arbeitet.

Vom Tod Gottes überzeugt

Dr. Carlo Josef Storch aus Bad Soden zu Reiner Anselm, Kristin Merle und Uta Pobl-Patalong „Wie hältst du's mit der Religion?“ (zz 12/2023):

In dem Artikel zur Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung in zeitzeichen 12/2023, verfasst von drei Theologieprofessoren, lese ich: „Dass beispielsweise die Formulierung ‚Ich glaube an Gott, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat‘ als Grundlage einer kirchennahen Überzeugung gewählt wurde, nimmt nicht wahr, dass vermutlich auch nicht alle kirchlichen Haupt- und Ehrenamtlichen ihre Glaubensvorstellung so formulieren würden.“ Mich treibt die Frage um, was die angesprochenen Amtsträger denn dann glauben, wenn nicht wenigstens diesen Satz. Kann ich ausschließen, dass diese Personen das Gegenteil glauben, dass sich Gott nämlich nicht in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat? Oder etwa doch nicht? Dabei ist der Satz schon, um ein beliebtes Wort in der gegenwärtigen Seelsorgepraxis zu verwenden, sehr „niedrigschwellig“ formuliert. Dem Glaubensbekenntnis nach könnte man von einem Amtsträger „Höherschwelliges“ als Bekenntnis erwarten, nämlich dass Jesus Christus nichts weniger als Gottes eigener Sohn ist, und dazu noch, dass dieser Gottessohn Erlösung von Schuld und die Auferstehung gebracht hat. Dass nicht alle Amtsträger der evangelischen Kirche dem zitierten Satz aus der Befragung zustimmen würden, kann natürlich auch darauf beruhen, dass sie

vom Tod Gottes überzeugt sind, was nicht nur in der universitären Theologie mittlerweile im Schwange ist. Dann kann sich zwangsläufig auch nicht Gott in Jesus Christus zu erkennen geben. Carlo Josef Storch

Tiefer geschürft

Michael Jacobs aus Köln zu Reiner Anselm und Peter Dabrock „Irrweg der Bewegung“ (zz 2/2024):

Die Überlegungen von Anselm/Dabrock zum Rücktritt der EKD-Ratsvorsitzenden Annette Kurschus im Zusammenhang der EKD-Synode sind hochinteressant und schürfen erheblich tiefer als die verbreiteten Hinweise auf eine desaströse Krisenkommunikation, deren Hauptverantwortliche dann – je nach persönlicher Präferenz – mal im Landeskirchenamt Bielefeld und mal im Rat der EKD verortet werden. Der Appell der Autoren an die EKD, sich wieder stärker als Institution denn als Bewegung zu verstehen, dürfte freilich umstritten bleiben, genauso wie ihre These im zweiten Teil der Ausführungen, „dass die Konzentration auf das Leitbild einer Kirche als Bewegung mit ziemlicher Sicherheit selbst den Formen sexualisierter Gewalt in der Kirche Vorschub geleistet hat“. Die „Delegitimation institutioneller Verhaltensformen und rollenorientierter Schranken“ habe es, so die Autoren, „im Verbund mit der vorgebrachten Selbstinszenierung als charismatische Persönlichkeiten“ den Tätern leichter gemacht, Vertrauen zu erschleichen und übergriffig zu werden. Aus meiner Sicht benennen die Autoren hier einen ganz wichtigen Punkt, und als ehemaligem Schulleiter steht mir sofort ein eklatantes Beispiel aus dem Schulbereich vor Augen, das die These stützt: Einer der gravierendsten Fälle sexuellen Missbrauchs im schulischen Kontext geschah über Jahre hinweg ausgerechnet in der Vorzeigeeinrichtung der deutschen reformpädagogischen Bewegung – der Odenwaldschule – durch ihren charismatischen und inzwischen verstorbenen Leiter Gerold Becker. Michael Jacobs

Überhöhter Aufklärungsfuror

Fred Sobiech, Landeskirchenrat i. R. aus Werther (NRW), zu Reiner Anselm und Peter Dabrock „Irrweg der Bewegung“ (zz 2/2024):

Das Schlechte / kann sich bessern, / vorausgesetzt, / es war nicht gut gemeint. (Elazar Benyoëtz)
Der systemische Blick von Anselm/Dabrock auf die so genannte Causa Kurschus, die mittlerweile weder die Öffentlichkeit noch die evangelische Kirche weiter interessiert, außer dass man hinter den Kulissen den Scherbenhaufen, den man verursacht hat, möglichst geräuschlos zusammenfegt, ist hilfreich und weist zurecht auf eine eklatante Schwäche im System Evangelische Kirche hin. Das Ergebnis in diesem Fall: Verlierer auf allen Seiten. Die Institution, die man vorgeblich und vergeblich schützen wollte. Die Akteure. Dem sichtbar gewordenen Mangel an „Verfahrensrationalität als korrigierendem Element zu persönlichen Einschätzungen“ kann abgeholfen werden – durch Entscheidungen von Personen. Hier ist allerdings eines festzuhalten: Auch die rationalsten Verfahren übernehmen keine Verantwortung. Verantwortung tragen Personen. Verfahren handeln nicht – mit den Worten von Landesbischof Ralf Meister „erbarmungslos“ und „erbärmlich“, oder mit Anselm/Dabrock freundlicher formuliert, machen sich aus Sorge um die eigene Reputation in „Absetzbewegungen“ auf und davon. Betrachten wir das hier aufgeführte Kirchenstück aus „entschleunigter Perspektive“. Was ist hier geschehen? Die Hauptperson, über Jahre als integre Persönlichkeit wahrgenommen und geschätzt, wird öffentlich demontiert. Auf welcher Grundlage? Auf der Grundlage von unbewiesenen, empörungsbasierten Wahrheitsbehauptungen, die durch mediale Vervielfältigung immer mehr Wirkkraft entfalteten. Der elementare Rechtsgrundsatz der Unschuldsvermutung, das staatsanwaltliche Gebot, sich in laufenden Verfahren nicht öffentlich zu äußern, die simple Tatsache, dass es Klarheit erst nach Aufklärung gibt, wurden auf eklatante Weise missachtet.

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

Das ist dilettantisch. Man fragt sich, welche juristische und krisenkommunikative Kompetenz hier im Vorfeld beraten hat und sich nun – hoffentlich nicht – mit fehlender „Verfahrensrationalität“ exkulpiert. Klarheit gibt es erst nach Aufklärung. Was geschieht am Ende des Tages, wenn die Ergebnisse der Ermittlungen vorliegen? Nehmen wir einmal an, die behauptete Klarheit und Wahrheit entspricht nicht der faktischen Wahrheit. Was geschieht dann? Werden sich dann die Empörten und die entscheidenden kirchlichen Entscheider entschuldigen, um was wie auch immer gutzumachen? Das wird man dann sehen. Allerdings ist jetzt schon so etwas wie eine Flucht nach vorn zu erkennen – zumindest in der westfälischen Kirche. Nun erklärt man – mit monatelanger Verspätung – „den festen Willen, ... alle Aspekte des Siegener Falles lückenlos zu erkennen und aufzudecken.“ (*Unsere Kirche*, Nr. 5, 28.1.2024). Vor dem Forum der aktuellen ForuM-Studie (k)eine Marginalie, denn neben der von Anselm/Dabrock annoncierten „Bewegungs-Falle“ wartet hier die nächste, in die man mit protestantisch-moralisch überhöhtem Aufklärungsfuror stolpern und das Ziel einer faktenbasierten Aufklärung verfehlen kann. Man lese Armin Nassehis Analyse (siehe unten) und staune – oder auch nicht.
Fred Sobiech



www.kursbuch.online/montagsblock-258

Religion als Nebel

Jutta Hebel aus Göttingen zu Jens Nieper und Katja Dorothea Buck auf zz.net am 7. Februar 2024:

Als dem christlich-kirchlichen Dialog fernstehender Leser des Beitrags zum Nahostkonflikt entnehme ich dem Text

wichtige Einsichten. Die religiös verbrämte Machtpolitik zur Durchsetzung eines Großisrael um den Preis der Vernichtung der Palästinenser (Naqba 1948, Besetzung Westbank, Gazakrieg) könnte aus einem geopolitischen Blickwinkel (unter anderem Machtinteressen der USA im Nahostkonflikt) noch deutlicher werden. Der Antisemitismusvorwurf wird gegen jegliche Kritik instrumentalisiert, wie der Text richtig betont. Die Palästinenser werden ihrer Menschenrechte beraubt (Kolateralschaden). Darin sehe ich massiven Rassismus, zu dem die Kirchen und politische Parteien aufrufen. Historische Darstellungen zur Vertreibung der Palästinenser 1948 (zum Beispiel die Darstellung von Ilan Pappé *Die ethnische Säuberung Palästinas*) belegen diese Sicht israelischer Politik. Die Religion ist der Nebel in einer brutalen machtpolitischen Auseinandersetzung.
Jutta Hebel

Sie können den angesprochenen Beitrag hier nachlesen.



www.zeitzeichen.net/node/10973

„Weiter so“ unverantwortlich

Antje Rösener, Geschäftsführerin der Evangelischen Erwachsenen- und Familienbildung Westfalen und Lippe e. V., aus Hattingen zu Jens Nieper und Katja Dorothea Buck auf zz.net am 7. Februar 2024:

Herzlichen Dank für diesen Artikel! Er war überfällig, ist sachkundig und aufklärend. Hier sprechen Personen, die langjährige Erfahrungen mit der Situation vor Ort mitbringen. Der heutige Nahostkonflikt, der furchtbare Krieg in Gaza kann und darf nicht allein aus dem Holocaust heraus verstanden werden. Die Stimmen aus der Ökumene, aus aller Welt helfen uns Deutschen dabei,

die Komplexität zu erkennen. Diese Stimmen – sofern sie „unserer“ Meinung widersprechen – als antisemitisch abzutun, ist ein Armutszeugnis. Die Kirchen in Deutschland sind karitativ sehr wohl engagiert in Palästina, aber darüber hinaus oft uniformiert, ängstlich und feige in ihrem politischen Eintreten für Frieden mit Gerechtigkeit. Möge sich das ändern. Ein „Weiter so“ ist unverantwortlich.
Antje Rösener

Sie können den angesprochenen Beitrag hier nachlesen.



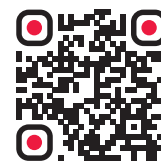
www.zeitzeichen.net/node/10973

Verzehrung und Verkehrung

Hans-Joachim Schliep, Pfarrer i. R., aus Hannover zu Johannes Fischer „Ist Luthers Lehre schuld?“ auf zz.net am 12. Februar 2024:

Eine zutreffende, treffliche Antwort und Richtigstellung hinsichtlich der Verzerrung und Verkehrung des lutherischen Verständnisses von Rechtfertigung, wie Thomas Großbölting und, noch schlimmer, weil er evangelischer Theologe ist, Klaas Huizing sie sich geleistet haben. Diejenigen, die sich sexualisierter Gewalt schuldig gemacht sowie auf die Betroffenen unangemessen reagiert haben, haben sich das, was Luther mit „Rechtfertigung ohne des Gesetzes Werke“ meinte, gerade nicht zu Herzen genommen.
Hans-Joachim Schliep

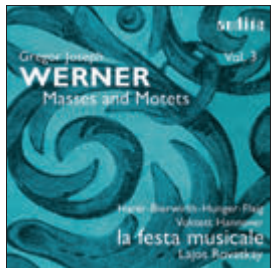
Sie können den angesprochenen Beitrag hier nachlesen.



www.zeitzeichen.net/node/10977

Preisgekrönt

Sensationelle Wiederentdeckung



Gregor Joseph Werner:
Masses and Motets.
Solisten, Voktett
Hannover,
la festa musicale,
Leitung: Lajos
Rovatky.

Kennen Sie Gregor Joseph Werner? Nie gehört? Macht nichts. Das ging mir auch so, bis vor ein paar Jahren war dieser Werner ein Phantom. Dann aber gewann er (Klang-)Gestalt, denn er geriet in den Fokus von Lajos Rovatky.

Lajos Rovatky? Der ist nun alles andere als ein Phantom, selbst wenn sein Name über die Grenzen Hannovers hinaus meist nur Kennerinnen und Eingeweihten bekannt ist. Der Cembalist, Ensembleleiter und Musikpädagoge, ein gebürtiger Ungar, floh 1956 vor den Kommunisten nach Deutschland und spielte dann eine profunde Rolle bei der Implantierung der Alten Musik hierzulande: Seit 1962 unterrichtete er Orgel und Cembalo an der Musikhochschule Hannover und von 1975 bis zu seiner Pensionierung 1998 leitete er das dortige Studio für Alte Musik. So prägte Rovatky Generationen von Musiker:innen auf dem Gebiet der historischen Aufführungspraxis. Gleichzeitig ist er selbst ein Forscher und Entdecker par excellence. Nur ein Beispiel: 1989 führte er anlässlich des 300-jährigen Opernjubiläums in Hannover die Oper „Enrico Leone“ des italienischen Barockkünstlers Agostino Steffani (1654–1728) auf, der einige Jahre in Hannover gewirkt hatte und dessen opulentes Werk Rovatky in Archiven gefunden hatte.

Nun ist der Schatzsucher auf einen neuen Künstler gestoßen, eben besagten Gregor Joseph Werner. Der Österreicher (1693–1766) verbindet in seinem Werk Barock und Klassik auf sehr kunstvolle und schöne Weise. Rovatky hat nun zusammen mit versierten Solisten und dem achtköpfigen *Voktett*, einem erlesenen achtköpfigen Vokalensemble junger Sänger:innen aus Hannover, und dem Barockorchester *La festa musicale* Messen und Motetten Werners eingespielt. Er war übrigens Vorgänger von Joseph Haydn als Hofkapellmeister beim

Fürsten Esterházy in Eisenstadt. Werners Werke sind von erlesener Schönheit. Sie vereinen kunstvoll die Strenge barocken Kontrapunkts mit Melodik und Harmonik, die bereits an die Wiener Klassik erinnert. Ohne Frage eine lohnende Entdeckung! Nach der nunmehr dritten CD mit Werken von Gregor Joseph Werner, die Rovatky mit den Seinen veröffentlichte, hat es auch die Fachwelt gemerkt und die Silberscheibe mit dem Preis der Deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet. Dieser Preis trifft die Richtigen: Denn selten hat man so wunderschöne, ausgewogene Gesangsleistungen gehört – sowohl in den Soli wie auch im Tutti. Und dieser Preis trifft besonders *den* Richtigen: Sollten Sie sich gewundert haben, dass Lajos Rovatky bereits 1998 pensioniert wurde, so liegt das schlicht daran, dass der überaus rüstige Künstler, Jahrgang 1933, im vergangenen September seinen 90. Geburtstag (!) feierte – natürlich mit einem selbstgespielten Orgelkonzert. Da kann man nur hoffen: Ad multos annos!

REINHARD MAWICK

Baby Blue

Cat Power singt Bob Dylan



Cat Power Sings
Dylan:
**The 1966 Royal
Albert Hall
Concert.**
Domino
Records/
Goodtogo 2023.

Ein legendäres Konzert wiederaufzuführen, ist ein doppeltes Wagnis: Verfallen in ehrfürchtige Kopie droht ebenso wie Missbrauch als Rampe für übertrumpfende und so schimpfliche Selbstdarstellung. Die zuvor, sagt sie, höchst aufgeregte Cat Power *aka* Chan Marshall (* 1972) meistert diese doppelte Klippe grandios und mit stupender Intimität, die zugleich dem Zuhörer jeden der 15 Songs als eignen Raum zum Beziehen öffnet. Das mag auch gelingen, weil die bei Hippie-Eltern groß Gewordene Dylan-Songs schon mit fünf zu hören begann. Mit neun kannte sie alle Verse des Jahrhundertpoems *Desolation Row* und sang es mit: „And the way I sang the songs

back then is the same way I sing them now.“ *Dylans Royal Albert Hall Concert* vom 17. Mai 1966 coverte sie indes wirklich dort, in London, nicht in der Manchester Free Trade Hall, wo das Original stattfand, aber wegen der Falschbenennung auf dem berühmten Bootleg davon diesen Namen erhielt (und längst auch offiziell als *Bootleg Series Vol. 4* erhältlich ist).

Epochal ist das Konzert nicht nur wegen der Intensität des Auftritts, sondern weil er nach dem akustischen Set wie durchweg auf jener Tour das zweite mit Rockband spielte, was Folkpuristen hörbar übel nahmen: Einer schrie *Judas!* Dylan ätzte: „I don’t believe you, you’re a liar.“ Ein Schelm fand, nun an derselben Stelle auch *Judas* rufen zu müssen, Marshall kontert trocken: *Jesus!* Was bei diesem Abend bloß heißen kann: Du hast ja den Schuss nicht gehört, stör nicht die Magie! Denn das war er, pur. Dann taucht sie in den vorletzten, wohl beleidigendsten Dylan-Song überhaupt: *Ballad of A Thin Man* („something is happening here / and you don’t know what it is“). Höhnt („there ought to be a law against you coming around“), nölt, grölt, tut verständnisvoll – und weiß. Satt getragen von ihrer starken Band (Henry Munson/Gitarre; Arsun Sorrenti/E-Gitarre; Erik Paparozzi/Bass; Aaron Embry/Klavier, Mundharmonika, Wurlitzer; Jordan Summers/Hammond-Orgel; Josh Adams/Drums), die sich die Dylan-Songs originalnah ebenfalls hinreißend aneignet, schließt sie ergreifend mit *Like A Rolling Stone*.

Wir verneigen uns vor der Interpretation: Aneignung, nicht starre Verehrung. Draufhaben wie Marshall muss man es jedoch: Sie scattet, sehnt (*Tell Me Mama*), schmachtet, maunzt, hat den Blues und nicht zuletzt mit diesen Songs ge- und erlebt, wie die persönliche Diktion und Phrasierung spürbar machen – minimalistisch und gerade darum mit tollen Akzenten wie im ersten Set oder Indierock-voluminös, doch epochentreu wie im zweiten. Extraklasse ist *Just Like A Woman* von ihr als Frau, der absolute Liebling *It’s All Over Now*, *Baby Blue* mit glockenläutender Gitarre, läuterndem Schmerz („better use your sense“) und der Einsicht, dass Liebe und Loslassen ein Paar sind: großartiges Songmaterial, reizvoller Anlass, die Interpretin ein echter Glücksfall. Diese Doppel-CD ist ein Ereignis auf einer, bloß eben heutigen, Höhe mit Dylans *Ur-Royal Albert Hall Concert*.

UDO FEIST

Grandios

Kafka: Drei Romane



Franz Kafka:
Die Romane.
Der Audio
Verlag, Berlin
2023.

Von ausufernder Bürokratie und der Anonymität der Masse hat Franz Kafka visionär geschrieben und seine drei unvollendeten Romane *Der Verschollene*, *Der Prozess* und *Das Schloss* spiegeln das. Er nannte sie Fragmente, und alle beginnen mit wuchtigen Sätzen, die Literaturgeschichte geschrieben haben. Doch Hand aufs Herz – wer hat über die ersten Kapitel hinaus gelesen? Das Hörbuch *Die Romane* aus dem Audio Verlag kann Abhilfe schaffen, vorausgesetzt, man bringt Geduld auf, dreißig Stunden und 38 Minuten drei grandiosen Schauspielern zuzuhören, die Kafkas Worten präzise Stimme geben, und das ganz ohne Beiwerk.

„Jemand musste Josef K. verleumdet haben“, öffnet der Prozess. Der promovierte Jurist Kafka stellt hier die Rechtsprechung auf den Kopf: Eine Anklage und ein scheinbarer Freispruch, der keiner ist, führen am Ende zu einer makaberen Hinrichtung. Es ist die ungenannte Aufarbeitung der Auflösung seiner Verlobung mit Felice Bauer.

Der Schlossroman windet sich durch Gedankengänge des Landvermessers und scheitert an einer undurchdringlichen Hierarchie im Gewirr von Gängen und verschlossenen Toren. *Der Verschollene* ist gleichzeitig eine Geschichte über Amerika, wohin die Erzählstimme den Hörer gekonnt mitnimmt. Im ersten Kapitel des Heizers startet die große Erfolgsgeschichte des Auswanderns im umgekehrten Sinn: Einem fulminanten Beginn folgt der totale Abstieg, wobei alle gesellschaftlichen Schichten durchlaufen werden.

Kafka kann, muss man wieder lesen oder hören, nicht nur in seinem 100. Todesjahr. Er hat die moderne Literatur revolutioniert und ist der Einzige, aus dessen Namen ein Adjektiv wurde: kafkaesk.

ANGELIKA HORNIG

An der Grenze

Das Sittengesetz in mir



Omri Boehm/
Daniel
Kehlmann:
**Der bestirnte
Himmel
über mir.**
Propyläen
Verlag, Berlin
2023, 352 Seiten,
Euro 26,-.

Zum Kant-Jubiläum ein Buch mit dem Gespräch zwischen einem bekannten Schriftsteller und einem weniger bekannten, aber äußerst kompetenten Philosophieprofessor (Universität New York): eine gute Idee. Und der bekannte Schriftsteller, Daniel Kehlmann, erweist sich als kompetenter Gesprächspartner. Als Student hat er sogar die *Kritik der reinen Vernunft* gelesen, zur Gänze(!). Auch wenn der bekannte Schriftsteller immer ein wenig den Eindruck macht, als säße er allzu ehrfürchtig zu Füßen des Professors: Es ist ein gutes, aber schwieriges Buch.

Das erste von nicht wenigen Problemen: Ihre These, erst die Definition Kants mache den Menschen zum wahren Menschen – offenbar ist das derjenige, der den kategorischen Imperativ befolgt. Dabei komme es gar nicht darauf an, dass es einen solchen Menschen wirklich gibt, wichtig sei nur, dass dieses Bild als das gültige Vorbild für die Menschheit gelten solle. Es sei ein Problem, dass die heutigen Humanisten den Menschen nur biologisch bestimmten. Der Leser mag denken, täten sie es nicht, stünden sie etwa vor der Frage, wieso dann geistig behinderte Menschen als Menschen angesehen werden müssen – aber diese abwärts schitternde Bahn betreten die Diskutanten nicht. Dabei greifen sie tief in die philosophiegeschichtliche Kiste: die Auseinandersetzung zwischen Spinozisten und Leibnizianern, die Bezüge zu den Bösewichtern in dieser Kiste, Nietzsche und Heidegger ... und fast nebenbei: Kant sei ein Platoniker, und darauf beruhe seine einstens berühmte Auseinandersetzung

mit David Hume. Dies zeige sich, wenn man jenes berühmte Kantwort vom gestirnten Himmel über mir und dem Sittengesetz in mir richtig auslege: Der gestirnte Himmel zeige mir nämlich, wie klein ich – wir, alle Menschen – im Angesicht des Kosmos bin; das Sittengesetz in mir aber sei viel größer als jene Unermesslichkeit, es birgt das Geheimnis des Vermögens zur Freiheit, und im Verhältnis zu ihr „ist jede Menge oder Macht der Natur unendlich klein“.

Nun lässt sich dieses Sittengesetz zwar gegebenenfalls konstatieren, aber kaum ohne einen Schöpfer denken. Allerdings hatte Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* den Gott der Deisten (also den Restgott der Aufklärer) „hingerichtet“, wie Heinrich Heine pointierte, er hatte auch die Möglichkeit des Gottesbeweises widerlegt, da über Gott eben kein „synthetisches Urteil a priori“ (also ohne Erfahrung) möglich sei. Allerdings hält Omri Boehm die Frage nach Gott auch heute noch für die zentrale Frage der Philosophie, auch wenn sie möglicherweise nur mit einem Als-ob beantwortet werden kann.

Die Autoren betonen, sie hätten sich vorgenommen, Kant nicht um jeden Preis zu verteidigen. Manchmal geraten sie in die Nähe dieser Grenze, etwa, als sie eine besonders umstrittene These Kants diskutieren: Kant hatte die Frage, ob man, wenn ein potenzieller Mörder an der Tür nach einem bei mir versteckten Freund fragt, das Gebot des kategorischen Imperativs, nicht zu lügen, nicht brechen dürfe, mit „nein“ beantwortet. Omri Boehm erklärt ziemlich kompliziert, warum es hier nur um das Prinzip gehe und es auch Kant gegangen sei, im Übrigen habe Hannah Arendt schon richtig bemerkt, bei Kant habe kein Mensch das Recht, zu gehorchen.

Im Anhang des Buches gibt es neben einem Ausschnitt aus Kehlmanns Roman *Die Vermessung der Welt* die Ausführungen Heinrich Heines über Kant zu lesen, und mancher wird sie eingängiger als viele Erläuterungen Boehms finden. Das führt unweigerlich zu der Frage, für wen ein solches Buch eigentlich gedacht ist – und man kommt zu dem Schluss, wohl für Philosophen oder zumindest ehrgeizige Philosophiestudenten. Mancher Kehlmann-Fan, der das Buch im Vertrauen auf dessen Namen kauft, wird das Buch wohl ungelesen aus dem Urlaub zurückbringen. (Siehe auch den Artikel auf Seite 40.)

HELMUT KREMERS

Pralinees

Frettlöhs Textlust



Magdalene L. Frettlöh:
Der Schrift zugeneigt.
Verlag
EREV-RAV
Woltersburger
Mühle e. V.,
Uelzen 2023,
236 Seiten,
Euro 24,80.

Ihre Textlust teilt die Berner systematische Theologin Magdalene L. Frettlöh mit der geneigten Leserin, dem geneigten Leser, indem sie sich in bekannte und unbekanntere biblische Texte vertieft. Zugleich teilt sie mit uns elementare menschliche Wahrnehmungen: von Schwangerschaft und Geburt über Liebe und Schlaflosigkeit, Reisen und Genießen, Versuchung und Scham bis hin zur Unterbrechung der Alltagsroutine durch einen unzeitigen Tod.

Nicht nur Textlust, auch Frettlöhs Lust am Bild kommt sogleich zum Ausdruck in ihrer kundigen Interpretation des Titelbildes: Maria Magdalena, hingegeben lesend, aus einem Altarbild von Rogier van der Weyden (um 1399–1464). Die Autorin präsentiert uns diese Magdalena als biblische Mittlerin zwischen (Text-)„Sinn und Sinnlichkeit“. Sie versteht nämlich das Lesen mit Virginia Woolf als jenes einzigartige „Vergnügen“, welches „durch keine eschatische Belohnung mehr getoppt“ werden könne.

Überhaupt erlebt der Leser die Verfasserin auf Schritt und Tritt im vertrauten Dialog nicht allein mit Büchern und Bildern, entschlossen, „auch bei den Weltkindern in die Schule zu gehen“: „Meiner Systematischen Theologie . . ., die tief aus biblischem Brunnen schöpft, würde manches fehlen, wäre sie nicht zugleich im Gespräch mit Kunst und Literatur, mit Musik und Film, mit Tageszeitung und Fernsehreportage.“ Die in den Band aufgenommenen Predigten und Predigt-Meditationen zeigen auch, wie sehr der Systematikerin Frettlöh an der verkündenden und das Wort teilenden Praxis der Gemeinde gelegen ist.

Frettlöhs Reflexionen sind theologische Pralinee, deren einzigartige Ge-

schmacksnoten sich prickelnd auf der Zunge entfalten. Da ist ihre Widerständigkeit gegen den „HERRlichkeitsjargon“ in der Gottesrede, den sie durch eine biblisch inspirierte Vielfalt der „Rufnamen“ Gottes ablösen will. Ein theologisches Kabinettstück en miniature ist ihre Betrachtung zur abgründigsten Vaterunser-Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung . . .“, die ja kein Geringerer als Papst Franziskus am liebsten abgeändert hätte. Unter Berufung auf Franz Rosenzweig zeigt sie, dass es nicht allein der Freiheit Gottes entspricht, uns sogar in der Verkleidung eines Versuchers zu begegnen. Sondern dass damit zugleich die Freiheit des Menschen gesetzt ist, seinerseits selber Gott zu „versuchen“ und seine Bundestreue auf die Probe zu stellen.

Programmatisch hat Frettlöh einem Vortrag die Bemerkung vorangestellt: „Ich gehe davon aus, dass alle unsere theologischen Sätze im Sprechakt der Hoffnung gesagt werden. . . Die Bewahrheitung unserer Sätze durch Gott steht noch aus, aber wir können sie schon jetzt bewähren.“ Das unverschämte nächtliche Begehren nach dem geliebten DU, wie es sich in Jesaja 26,9 äußert, entpuppt sich in Frettlöhs sensitiver Auslegung als „das menschliche Verlangen nach Gott, der die ganze Weltbevölkerung auf den Pfad der Gerechtigkeit locken will“.

Politisch heute ungeahnt dringlich sind ihre Folgerungen aus der immer wieder bestrittenen Feststellung der Rheinischen Synode 1980, dass „auch die Existenz des Staates Israel Zeichen der Treue Gottes gegenüber seinem Volk“ sei. Frettlöh formuliert es so: „Uns als Christenmenschen zur Israeltreue Gottes zu bekennen, verkommt zu einem leeren Wort, wo wir nicht . . . unsererseits mit dem bleibend erwählten Gottesvolk eine lebensverbindliche Treuebeziehung eingehen.“

Zugleich wendet sie sich hellsichtig gegen eine Militarisierung der Sprache. Die nach Epheser 6 mit der Taufe verliehene „Waffenrüstung“ sei in Wahrheit Ausdruck einer „Ent-rüstung“ gegen die kriegerische Gewalt. Frettlöh ergänzt das Bild durch eine vom israelischen Schriftsteller David Grossman gefundene Metapher: Der Versuch, mitten im Krieg Sensibilität, Zartheit und Mitgefühl zu bewahren, erscheine ihm „wie das Vorhaben, mit einer Kerze in der Hand durch einen gewaltigen Sturm zu gehen.“ Dem für den Kampf gegen die „Fürsten dieser Finsternis“ gewappneten

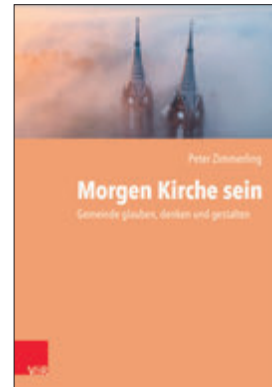
Christenmenschen ruft diese Predigerin deshalb zu: „Vergiss die Kerze nicht!“

Wie gesagt, das Buch ist ein Korb voll theologischer Pralinee. Mit Sinn und Verstand zu genießen. Und zu verschenken.

MARTIN HEIMBUCHER

Offen

Gemeinde glauben und gestalten



Peter Zimmerling:
Morgen Kirche sein.
Verlag
Vandenhoeck
& Ruprecht,
Göttingen 2023,
211 Seiten,
Euro 29,-.

Nachdem sich unterschiedlich ausgerichtete Reformdebatten bereits seit etlichen Jahrzehnten mit der Zukunft der Kirche beschäftigen, wird jetzt mit den veränderten Rahmenbedingungen deutlich, dass erhebliche Veränderungen unausweichlich sind. Diese betreffen längst nicht mehr nur Einsparungen, Zusammenlegungen und Kurskorrekturen, sondern werden zu Recht als Frage nach dem künftigen Charakter der Kirche, ihrer Ausrichtung und natürlich auch ihrer Sozialformen diskutiert. Zu diesem Thema hat jetzt Peter Zimmerling ein Buch verfasst. Der Praktische Theologe aus Leipzig hat seine Forschungsschwerpunkte sonst vordringlich auf Spiritualität und Mystik – was zumindest bei mir Neugier hervorgerufen hat, welche Impulse sich aus dieser Perspektive zur Zukunft der Kirche zeigen. Das Buch ist dann allerdings überwiegend in der Tradition des Gemeindeaufbaus verfasst, was bereits in den zusammenfassenden Thesen des Buches, mit denen das Werk beginnt, deutlich wird, wie auch in den begrifflichen Klärungen, die sich auf Stichworte wie Gemeindeaufbau, Oikodomik, Gemeindeentwicklung oder Church Planting beziehen (Kapitel zwei).

Auch in den folgenden Kapiteln stellt Zimmerling Inhalte zusammen, die im

Allgemeine Dienstpflicht

Alexander Dietz/Hartwig von Schubert: *Brauchen wir eine allgemeine Dienstpflicht?* Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2023, 242 Seite, Euro 25,-.

Kontrovers ist die gesellschaftliche Diskussion um die Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht. „Wir verstehen die Idee einer allgemeinen zivilen Dienstpflicht primär als allgemeine Kooperationspflicht der Staatsbürger mit ihrem Staat zur Stärkung der Krisenresilienz“, erläutern die Systematischen Theologen Alexander Dietz und Hartwig von Schubert. Sie verweisen auf Bildungserfahrungen und ein solidarisches Miteinander in Vielfalt. Kurzum: Die Lektüre ihres Buches unterstützt den gesellschaftlichen Diskussionsprozess, in dem es juristische, ökonomische, theologische und organisatorische Aspekte benennt.

Analyse

Gerald Knaus: *Wir und die Flüchtlinge.* Brandstätter Verlag, Wien 2023, 160 Seiten, Euro 20,-.

Ein Blick nach Zypern zeigt die Problematik: Kein Land in der EU hat, gemessen an der Größe seiner Bevölkerung, in den vergangenen Jahren so viele Asylanträge entgegengenommen wie Zypern. Was die Situation zusätzlich verschärft: Trotz der Gefahren und der hohen Zahl an Flüchtlingen gibt es keine staatlich organisierte Seenotrettung mehr auf dem Mittelmeer. Lediglich die Schiffe ziviler Organisationen halten Ausschau nach in Not geratenen Flüchtlingen und Migranten. Der Migrationsforscher Gerald Knaus erklärt, wieso die EU-Außengrenze die tödlichste der Welt ist. Und er endet in einem lesenswerten Plädoyer für eine humane Migrationspolitik.

Religionskriege

Volker Reinhardt: *Montaigne.* C. H. Beck Verlag, München 2023, 330 Seiten, Euro 29,90.

Es ist die Zeit der Religionskriege, in der der Franzose und Katholik Michel de Montaigne (1533–1592) lebt, reist, seine Essays verfasst und als Parlamentsrat und Bürgermeister von Bordeaux die Geschicke der Stadt lenkt. Und den der Historiker Volker Reinhardt im Kontext seiner Zeit lebendig werden lässt. Neben den Hugenottenkriegen verstärkte die Pest das Gefühl dieser Zeit, die den Philosophen in seinem Schlossturm auf Distanz zur Welt gehen ließ.

Zentrum des Ansatzes „Gemeindeaufbau“ der 1980er-Jahre standen, als nach den Aufbrüchen und grundsätzlichen Reformforderungen der Kirchenreformbewegung in den 1960er- und 1970er-Jahren die Sozialgestalt der Ortsgemeinde, ebenso aber bekenntnisorientierter Gemeindeformen neu betont wurden. Dies hatte vielfältige Gründe, kann aber sicher auch als Ermüdung aufgrund der starken Veränderungsimpulse der Kirchenreformbewegung sowie der von ihr initiierten Bewegung in die Gesellschaft hinein gedeutet werden, die eine „Entäußerung“ der Kirche forderte.

Aussagen in diesem Werk, dass viele Kirchengemeinden mit dem Gespräch mit Andersgläubenden überfordert seien und dieses daher an Akademien und evangelische Erwachsenenbildung delegiert werden sollte, die Betonung der „Selbstwecklichkeit“ der Kirche im Anschluss an Dietrich Bonhoeffer, die Empfehlung einer Konzentration auf traditionelle vereinskirchliche Arbeitsbereiche, die Hochschätzung von Begegnung und Geselligkeit, die Rückbesinnung auf geprägte Formen wie das Tischgebet und die Abgrenzung von grundlegenden Reformen bestätigen den Eindruck der Verwurzelung in der Gemeindeaufbaubewegung.

Diesem Ansatz entsprechend, wird zunächst eine biblische Vergewisserung der Formen von Kirchen und Gemeinde im Zweiten Testament (mit einem Schwerpunkt auf dem Begriff und dem Konzept der „Charismen“) vorgenommen (Kapitel drei), bevor Stationen der historischen Entwicklung gemeindlicher Sozialformen dargestellt werden (Kapitel vier).

Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf den „ekkesiologischen Grundentscheidungen“, die aus unterschiedlichen Quellen schöpfen und beispielsweise reformatorische Einsichten, theologische Überlegungen Dietrich Bonhoeffers, aber auch das Verhältnis von Kirche und Staat sowie missionstheologische Überlegungen zusammenstellen (Kapitel fünf). Verschiedene Ansätze zum „Gemeindebau“ aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und aus der Gegenwart werden vorgestellt und kritisch gewürdigt (Kapitel sechs).

Im letzten Kapitel werden dann „exemplarische Konkretionen“ angekündigt, wie heute Gemeinde gebaut werden kann. Darunter versammeln sich unterschiedliche Genres von Gesprächen des Autors, erneute Rekurse auf Bonhoeffer (hier mit einem

Akzent auf der Wiedergewinnung „Geistlicher Sprachfähigkeit“), Überlegungen zu den Potenzialen von Kirchengebäuden, Kommunitäten und Pilgern mit biografischen Erfahrungen des Autors, aber auch Selbstbeschreibungen missionarischer Gemeindeformen. Diese werden allerdings nur ansatzweise mit den in den Kapiteln zuvor erarbeiteten theoretischen Überlegungen verbunden. Da diese die Stärken der traditionellen kirchlichen Sozialformen hervorgehoben haben und ihre vorsichtige Weiterentwicklung empfehlen, ist zumindest mir nicht recht deutlich geworden, welche Form von Gemeinde das Buch „glauben, denken und gestalten“ möchte. Auch die gestalterischen Konsequenzen einer theologischen Fundierung in Spiritualität und Mystik, die durchaus Erwähnung finden, scheinen mir offenzubleiben.

Insofern dürfte das Buch vielleicht doch eher als Überblick über die Grundlagen des Gemeindeaufbau-Ansatzes mit einigen Bezügen zur aktuellen Situation gelesen werden denn als konzeptioneller Beitrag zu den aktuellen Reformdebatten.

UTA POHL-PATALONG

Hilfreiches Brevier

Pilger-Impulse für unterwegs



Detlef Lienau: *Rucksack packen, Schuhe binden – los!* Luther-Verlag, Bielefeld 2023, 184 Seiten, Euro 15,-.

Detlef Lienau ist leidenschaftlicher Pilger und leitet seit über zwanzig Jahren Gruppen auf Jakobs- und Franziskuswegen. Er ist nicht nur ein Mann der Praxis mit vielen Erfahrungen, sondern er hat das Pilgern auch historisch, theologisch und phänomenologisch wie kaum ein anderer im deutschsprachigen evangelischen Raum

erforscht und reflektiert. Mit seinem 2009 veröffentlichten Buch *Sich fremd geben. Warum Menschen pilgern*, geht er dem Kern des Pilgerns nach und beschreibt das Pilgern als Ausschreiten zu Gott, der uns immer schon voraus ist. Mit einer Studie zur religiösen Erfahrung beim Pilgern „Religion auf Reisen“, hat er sich wissenschaftlich mit dem Thema befasst und promoviert. Mit dem hier vorgelegten Büchlein *Rucksack packen ...* geht er die konkrete Gestaltung des Pilgerns an und fragt: „Wie kann Gott im Pilgern Raum gewinnen, wie kann der äußere Weg zum inneren werden?“ Es ist eine zweite, um einige Themen und Texte erweiterte Ausgabe seines 2017 im Brunnenverlag erschienenen Büchleins *Das Weiße suchen. Pilgern – mit Gott auf dem Weg sein*.

Pilgern ist nach wie vor im Trend. Allerdings sind Veränderungen zu beobachten. Pilgern im säkularen Raum wird manchmal zum Eventtourismus mit wenig Tiefgang. Das bloße Gehen auf einem Jakobsweg macht das Wandern noch nicht zum Pilgern. Lienau ist es wichtig, den äußeren und inneren Weg in herausforderndem Pilgern mit biblisch orientierter Spiritualität zu verknüpfen. Mit seinem neuen Buch legt er Besinnungen zum Pilgern vor, die aus der Praxis der geistlichen Gestaltung vieler Pilgerwanderungen hervorgegangen sind und viele Anregungen für Einzelpilger oder Pilgergruppen bieten. Lienau, der Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung Freiburg ist, wünscht sich, dass Menschen es unterwegs zur Hand und zu Herzen nehmen und es so zum spirituellen Pilger-Proviant, zur geistlichen Wegzehrung wird. Hinzu kommen sollten geistliche Anregungen, die den äußeren Weg begleitend und aufnehmend, innere Prozesse des Hörens auf Gott eröffnen. Weil es dabei hilft, Anregungen nicht nur aus sich selbst zu schöpfen, sondern sich etwas sagen zu lassen, sind diese Besinnungen, auf die man nicht selbst gekommen wäre, so wertvoll.

Als Pilger-Proviant sind sie Schwarzbrot für die Seele, manchmal widerständig und etwas mühsam zum Kauen, aber dafür sättigend und länger vorhaltend. Dabei macht er deutlich, dass es auch beim Einzelpilgern oder in Kleingruppen sinnvoll sein kann, einige Regeln zu beachten und den Pilgertag geistlich zu strukturieren. So sind seine Besinnungen auch aufgebaut: Ein Gebet und Impuls am Morgen vor dem Aufbruch, wenn der Geist noch frisch und

frei ist, dann hat die Seele unterwegs etwas zum Kauen. Die meisten Andachten münden in einen „GedankenGang“, Fragen für unterwegs, für die man sich schon bald nach dem Aufbruch, zum Beispiel in der Stille eines Kirchenraumes, Zeit nehmen kann. Und schließlich eine Zeit der Stille am Abend, um den Tag und die Erfahrungen des Weges auf dem Hintergrund des Impulses vom Morgen zu resümieren.

Die Themen der Besinnungen sind vielfältig und ganz unterschiedlich. Mal sind es die Erfahrungen des äußeren Weges, das „Aufbrechen und Loslassen“ oder der „Pilger-Proviant“, die thematisiert werden, mal biblische Geschichten: „Drei Tage mit Jakob“, „Jona: von Gott eingeholt“, „Mit Petrus zu mir“ oder „Grenzgänge – mit Rut unterwegs“ oder die neu hinzugekommenen Abschnitte über Elia und David, die pilgernd meditiert werden können. Auch liturgische Texte, „Biblische Inspirationen“ oder erweiterte Kapitel „Poetisch pilgern“ bieten eine Fülle von Material, die Anregungen für eine kurze Besinnung am Morgen, einen Tagesrückblick am Abend oder einen Gedankengang zwischendrin sein können.

Das kleine handliche Büchlein, leicht genug für unterwegs, ist somit ein unbedingt empfehlenswerter Begleiter, ein „vademe-cum“ und hilfreiches Brevier, das in keinem Pilger-Rucksack fehlen sollte.

MANFRED GERLAND

Präzise

Anfänge des historischen Jesus



Dirk Sawatzki:
**Jeschua
Bar Josef.**
Wissenschaftliche
Buchgesellschaft,
Darmstadt 2022,
436 Seiten,
Euro 48,-.

Dieses Buch zu lesen macht Freude. Viele bekannte biblische Geschichten wurden in neuen Zusammenhängen erschlossen. Der Autor versteht es, die komplexen Traditions-Zusammenhänge

Aktuelles Fanal

David Grossman: **Frieden ist die einzige Option.** Hanser Verlag, München 2024, 64 Seiten, Euro 10,-.

„Die Lage wird von Tag zu Tag explosiver. In der ... herrschenden Wirklichkeit werden die Palästinenser niemals eine volle Unabhängigkeit erlangen, und der Staat Israel ist dabei, eigenhändig das Wunder zu zerstören, dem er sein Entstehen als Heimstatt des jüdischen Volkes und der Demokratie verdankt ... Wie viel Blut muss noch vergossen werden, bis wir einsehen, dass der Frieden unsere einzige Option ist?“ Das sagte der israelische Schriftsteller David Grossman 2017 auf der Münchner Sicherheitskonferenz. In der schmalen Sammlung seiner aktuellen öffentlichen Reden ruft er eindringlich das „denkende Herz“ gegen eine weitere Eskalation auf. Trotz seiner Skepsis gibt er „den Mut zu einem ganz neuen Anfang“ nicht auf. Ein hochaktuelles Fanal.

Über die Trauer

Daniel Schreiber: **Die Zeit der Verluste.** Hanser Verlag, Berlin 2023, 140 Seiten, Euro 22,-.

Trauer, Einsamkeit, Süchte, es sind anthropologische Fragen, denen sich der Schriftsteller Daniel Schreiber in seinen Büchern nähert. Er verknüpft seine persönlichen Erfahrungen mit denen von Schriftstellern, Philosophen und Wissenschaftlern so einfühlsam, aber auch hoffnungsvoll, dass das Lesen zu einem Gewinn wird. Diesmal nimmt er den Tod seines Vaters zum Anlass und ergründet unsere private und gesellschaftliche Fähigkeit zu trauern. Ergreifend.

Dazwischen

Holger Zaborowski/Felicitas Hoppe (Hg.): **Thomas Brose. Zwischenbilanz.** Verlag Peter Lang, Lausanne 2023, 262 Seiten, Euro 43,95.

Der Berliner Religionsphilosoph Thomas Brose ist „ein Mann des Wortes, aber nicht des elfenbeinernen, auf sich selbst bezogenen, sondern des dialogischen, einen Zwischenraum stiftenden Wortes“. So nennt ihn der Erfurter Philosoph Holger Zaborowski, und das ist treffend gesagt, ebenso der Titel, den er Brose im vorliegenden Buch kurzerhand verpasst: „Berliner Pontifex“, eben „Brückenbauer von der Spree“. Der vorliegende Band versammelt viele gedankenreiche und tiefe Aufsätze Broses aus mehreren Jahrzehnten. Ein Lese-genuss.

der Jesus-Überlieferungen verständlich in die historischen Kontexte einzuordnen und mit den archäologischen Zeugnissen zu verbinden. Dabei spürt man, wie Dirk Sawatzki versucht, Antworten auf die Frage zu finden: Könnte es so gewesen sein? Könnte Jesus das so gesagt haben?

Wer sich zuerst der Methodik vergewissern möchte, kann das Buch von hinten lesen: Dort gibt er Rechenschaft über das Verhältnis von (literarischer) Fiktion und Wissenschaft, geht der Frage nach, ob Jesus gelebt hat (ist sehr wahrscheinlich), und ordnet sein Buch in einem kurzen Abriss der Leben-Jesu-Forschung bis zur „Third Quest“ forschungsgeschichtlich ein, die Jesus ganz im Judentum einbetten und ihn daraus verstehen möchte. Dieser Ansatz dürfte gerade angesichts des aufbrechenden Antisemitismus besonders wichtig werden. Sawatzki knüpft wesentlich an die Lokalkolorit-Forschung von Gerd Theißen und Annette Merz an und bezieht auch jüdische rabbinische Stimmen aus Mischna und Talmud ebenso mit ein wie Qumran-Texte und Apokryphen.

Dieses Werk zeichnet besonders die Verknüpfung von Text-Zeugnissen mit archäologischen Erkenntnissen aus, „die von geradezu elementarer Bedeutung für die völlig neue Erfassung des kulturellen und soziologischen Umfelds Jesu“ (Charlesworth) sind. Die angelegten Kriterien werden vom Verfasser präzise dargestellt.

„Ich hasse Nazaret.“ – „Ich liebe Jeruschalajim: die Stadt des großen Königs.“ – „Die Armen werden jubeln, wenn ihnen die frohe Botschaft der Befreiung verkündet wird.“ Könnte Jesus das gesagt haben? Jedes Kapitel beginnt mit einem kurzen Text fiktiver Jesus-Rede. Einzelne Sätze werden dann, grafisch abgesetzt, wieder aufgegriffen, wenn der Hintergrund dieser Aussagen dargestellt wird. So entsteht ein abwechslungsreiches Buch, das einen immer wieder nach der Historizität fragen lässt.

Insgesamt umfasst das Buch sieben Kapitel: die möglichen Geburts- und Kindheitsorte Bethlehem, Nazareth und Zippori – jene Stadt, die unter Herodes Antipas als neue Hauptstadt zur „Zierde Galiläas“ wiederaufgebaut wurde (Kapitel eins); „der Alte“ ist der Spitzname für Rabbi Hillel – hat er Jesu Verkündigung beeinflusst? (Kapitel zwei); bei der „Festung der Frommen“ geht es um das Verhältnis Jesu zu den Essenern und zu Qumran (Kapitel drei); der Bezug zu Elija schlägt die Brücke zwischen Jesus und dem Täufer (Kapitel vier); das Schabbat-Kapitel bezieht auch Jürgen Moltmanns „ökologische Schöpfungslehre“ ein, der schon 1985 dafür warb, neben der Sonntagsruhe auch den Sabbat „als Tag der neuen Schöpfung [als] einen ökologischen Ruhetag“ zu feiern (Kapitel fünf); das Magdala-Kapitel führt uns zur Bedeutung der Synagoge im ersten Jahrhundert (Kapitel sechs) und das siebte Kapitel, das Kapernaum-Kapitel, führt uns schließlich nach Galiläa und zur Bedeutung von Schimon-Kefa-Petrus.

Informativ sind die extra hervorgehobenen, zum Teil ausführlichen Exkurse zu speziellen Themen wie bei Kapernaum/See Genesareth zum Beispiel zu den verschiedenen Formen des Fischfangs (Angel, rundes Wurfnetz, Schleppnetz und Spiegelnetz), die einzelne Bibelstellen verständlicher machen. Jedes Kapitel wird abgerundet mit Hinweisen zu einzelnen Besichtigungs-Stätten, ohne dass das Buch gleich ein Touristen-Führer werden würde. Vielmehr ist es ein Kompendium über den aktuellen literarisch-archäologischen Forschungsstand (soweit ich das beurteilen kann) und ein Arbeitsbuch, das dank des Bibelstellen- und Ortsregisters seinen Platz bei der Predigtvorbereitung in Greifweite finden wird – in der sicheren Erwartung, dass ich da manche Anregung finden werde.

DIRK SIEDLER

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Dr. Petra Bahr
Regionalbischöfin für den Sprengel Hannover der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers
- Jörg Böhling
Fotograf, Hamburg
- Dr. Friedrich Brandi
Pfarrer i. R., Mitarbeiter bei den *Evangelischen Stimmen*, Hamburg
- Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin
- Katja Buck
Religionswissenschaftlerin, Tübingen
- Udo Feist
Autor, Dortmund
- Dr. Manfred Gerland
Pfarrer i. R., Herleshausen
- Dr. Thomas Groß
Kulturredakteur des *Mannheimer Morgen*
- Dr. Martin Heimbucher
Kirchenpräsident i. R., Leer
- Angelika Hornig
Journalistin, Minden
- Jürgen Kaiser
Pfarrer i. R., Stuttgart
- Dr. Helmut Kremers
Chefredakteur i. R., Düsseldorf
- Dr. Reinhard Lassek
Wissenschaftsjournalist, Celle
- Christian Lehnert
Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD und Schriftsteller, Rötha
- Karsten Matthias
Pfarrer, Flammersfeld
- Dr. Eberhard Pausch
Pastor und Referatsleiter im hessischen Sozialministerium, Wiesbaden
- Dr. Uta Pohl-Patalong
Professorin für Praktische Theologie an der Universität Kiel
- Dr. Walter Rothschild
Rabbiner, Berlin
- Dr. Stephan Schaede
Leiter des Amtsbereichs der VELKD und Vizepräsident im Kirchenamt der EKD, Hannover
- Dr. Magnus Schlette
Professor am Institut für Interdisziplinäre Forschung der Universität Heidelberg
- Rüdiger Schuch
Präsident der Diakonie Deutschland, Berlin
- Dirk Siedler
Pfarrer, Düren
- Klaus Sieg
Journalist, Hamburg
- Dr. Karl Tetzlaff
Geschäftsführer der Stiftung Leucorea, Lutherstadt Wittenberg
- Roger Töpelmann
Pfarrer i. R., Berlin
- Max Tretter
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Systematische Theologie an der Universität Erlangen-Nürnberg

zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0711/826 51-230
zeitzeichen@zenit-presse.de

Hospizarbeit
in Bethel heißt:

**Leben bis
zuletzt.**

www.bethel.de

Bethel 

6158

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Rita Famos, Bern
Isolde Karle, Bochum
Friederike Krippner, Berlin
Annette Kurschus, Bielefeld
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Rüdiger Schuch, Berlin
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Berlin
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates:
Christian Frehrking

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/325 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47, 70597 Stuttgart
Tel. 0711/826 51-230, Fax 0711/826 51-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 102,- (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 9,00.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg



Trügerisches Z-Wort

Israel: Hass und Dämonisierung



Jake Wallis
Simons:
Israelphobie.
Edition Tiamat,
Berlin 2023,
240 Seiten,
Euro 24,-.

Was hat es mit Israel auf sich, dass so viele glauben, was unmöglich wahr sein kann“, heißt es, angelehnt an George Orwells Antisemitismus-Aufsatz von 1945 im Vorwort zur deutschen *Israelphobie*-Ausgabe. Geschrieben hat es der Autor, Journalist und *Jewish Chronicle*-Herausgeber Jake Wallis Simons vierzig Tage nach dem Hamas-Pogrom vom 7. Oktober. Da hatte es vor Beginn der IDF-Offensive schon Palästina-Demos, Freudenfeiern sowie Markierungen mit Davidstern an Wohnungen von Juden gegeben. Einen Monat davor ist das Original erschienen und darum auf ähnliche, aber vom 7. Oktober unabhängige Aktionen fokussiert, die – von sich links-progressiv Wahnenden getragen – damit indes in einer Reihe stehen. Böse ist für sie stets Israel.

Simons fragt in seiner Philippika, wie das sein kann. Schließlich sei Israel im Nahen Osten die einzige funktionierende Demokratie und Freiheitsrechte für Homosexuelle oder andere Minderheiten verpflichtet, nur eben seit 1948 im Überlebenskampf. Er rekonstruiert, wie trotz schlagender historischer wie politischer Evidenz für das Gegenteil die angeblich ja ähnlichen Werten folgende Linke im Westen und vor allem in Großbritannien dazu kommt, Israel derart zu dämonisieren. Zentral sei die Behauptung, dass der Staat von vornherein ein kolonialistisches, imperialistisches Projekt „Weißer“ gewesen sei – vom „Weltjudentum“ der Banker und Strippenzieher unterstützt. Ein Mix aus Verschwörungstheorien und Geschichtsfälschung, der das J-Wort meidet und auf das Z-Wort

(Zionist) setzt, um dem Antisemitismus-Verdacht zu entgehen. Dann lasse sich im Duktus des Postkolonialismus-Diskurses aber eben doch eindeutig das Opfer benennen und auf den Judenstaat einprägen: mit *From the river to the sea*-Deklamationen, die letztlich auf einen finalen 7. Oktober hinauslaufen.

Neu ist dem Kundigen, wie wirkmächtig die in „Dritter Welt“ und bei westlichen Linken lange mit viel Aufwand betriebene Sowjet-Propaganda beim Implementieren solcher bis heute nachgekauter Slogans und Bilder war: Das reicht vom Apartheidstaat bis zum Geld- und Knüppeljuden als „Nazi-Pig“ der Kasseler documenta. Traditionsgeschichtlich triftig zeigt Simons auf: „Die Entwicklung vom mittelalterlichen Antijudaismus zum Rassenantisemitismus der Nazis, zur sowjetischen Desinformation und zur modernen Israelphobie ist offensichtlich.“ Sein Buch ist mit Furor und Sorge geschrieben. Er betont dabei, dass Kritik an Israels Politik keineswegs tabu, vielmehr nötig ist. Die eliminatorische Tendenz der Israelphobie stellt er indes nachdrücklich heraus. Im Verteidigen von Israels Existenzrecht hätte er es jedoch besser bei völkerrechtlichen sowie historischen Argumenten belassen. Sein Ausgriff auf biblische Zeiten wirkt eher wie ein Fingernagel auf der Kreidetafel. Jean Améry's schmerzvolle, nach 1967 geschriebene Essays zur jungen Linken und deren Antizionismus, bei Cotta gerade frisch wiederveröffentlicht und bestürzend aktuell, sind da viel luzider.

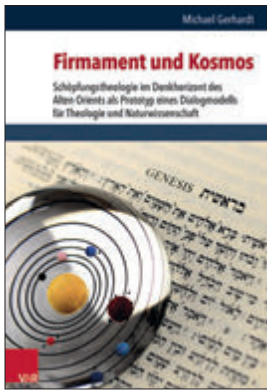
Améry, den erst Nürnberger Rassegesetze, die Tortur und Auschwitz unentrinnbar zum Juden machten, schreibt lapidar: „Jeder Jude hat durch das Bestehen dieses Staates eine neue Identität gewonnen, auch, wenn er sich überhaupt nicht als wesentlich jüdisch bestimmt fühlt. Er weiß, dass er, solange Israel besteht, nicht noch einmal unter schweigender Zustimmung der ungestlichen Wirtsvölker, günstigstenfalls unter deren unverbindlichem Bedauern, in den Feueröfen gesteckt werden kann.“

Israelphobie ist ein höchst anregender Beitrag, der dem grassierenden, historisch horrend uninformatierten Palästina-Aktivismus gehörig die Maske zerknittert und ihn als antisemitisch entlarvt. Ein Einwand gegen das Buch, selbstredend bloß unter Gleichgesinnten geäußert, lässt sich jedoch bereits errahnen: Simons sei zwar Brite, aber schließlich eben doch auch Jude ...

UDO FEIST

Anspruchsvoll

Schöpfungstheologie



Michael Gerhardt:
Firmament und Kosmos.
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 2023, 323 Seiten, Euro 120,-.

Dieses eine Mal stand die Weihnachtsbotschaft nicht bei Lukas 2, sondern in Genesis 1. Die Besatzung von Apollo 8 befand sich nämlich am 24. Dezember gerade auf einer Mondumlaufbahn, als sie die biblische Schöpfungsgeschichte rezitierte. Etwa eine Milliarde Menschen sahen und hörten bei dieser Live-Übertragung gebannt zu. „Wohl selten zuvor in der Geschichte der Menschheit“, so Michael Gerhardt, „wurde das Potenzial eines naturwissenschaftlich-rationalen Weltbildes eindrucksvoller demonstriert als an diesem Weihnachtsabend des Jahres 1968.“

Gerhardt ist gelernter Physikingenieur und Theologe. Das Spannungsverhältnis zwischen „Natur“ und „Schöpfung“ ist ihm bestens vertraut. Er kennt die Ausprägungen beider Kulturen, versteht die jeweiligen Denkmuster und Sprachspiele. Das macht ihn zum idealen Dialogpartner für ein interdisziplinäres Gespräch zwischen „Wissen“ und „Glaube“. Das „Wissen“ fragt, „wie“ die Welt beschaffen ist, der „Glaube“, „warum“ es diese Welt überhaupt gibt. Ist Wissenschaft somit für das „Erklären“, Glaube hingegen für das „Verstehen“ zuständig? Solch komplementäre Aufgabenteilung ist Gerhardt zu wenig. Er will mehr als nur eine saubere Abgrenzung der Begrifflichkeiten und Geltungsbereiche.

Anhand der Entstehungsgeschichte unseres Sonnensystems stellt Gerhardt einen holistischen Ansatz vor, der das alttestamentarische „Firmament“ mit dem „Kosmos“ der modernen Astrophysik zusammendenkt. Es geht um ein Kommunikationsmodell, das auf strikte Selbstbeschränkung der Disziplinen verzichtet. Die verschiedenen Rationalitäten gehören zu einer Vernunft

verbunden – und zwar zu einer „immer noch wissenschaftlichen“ Vernunft. Denn die Theologie kann einerseits den „Universalitätsanspruch des Gottesgedankens“ nicht einfach aufgeben. Andererseits kann sie aber auch nicht selbstgenügsam ihrem eigenen Rückzug beiwohnen und tatenlos zusehen, wie sie mehr und mehr „von der Kompetenz der basalen Welt- oder auch Naturdeutung“ ausgeschlossen wird.

Gerhardts „mehr oder weniger umfassende Vernunft“ setzt eine Bereitschaft voraus, „die Sprachspiele der Disziplinen osmotisch offen zu denken“, um eine epistemisch-holistische Perspektive zu gewinnen. Doch zunächst müssen die „inneren Begründungen“ der einen Rationalität jeweils auch der anderen Rationalität zugänglich gemacht werden. Die Vermittlung der eigenen Perspektive darf dabei jedoch nicht der bloßen Selbstvergewisserung eigener Inhalte dienen. Sinn des Dialogs ist ja, den Erklärungsmonismus zu überwinden. Eine „unverbundene Multiperspektivität“ wäre lediglich ein gutes Zwischenergebnis, angestrebt ist jedoch „ein umfassenderes wissenschaftliches Verstehen der Welt“.

Um die Handlung in Genesis 1 zu analysieren, verwendet Gerhardt ein narratives Aktantenschema – also ein Modell der Semantik. Insofern die Theologie das „Firmament“ als „Realsymbol des Sonnensystems“ interpretiert, muss sie die „Normativität ihrer altorientalischen Quellen in Form der biblischen (Schöpfungs-)Texte“ nicht aufgeben. Das heißt: Die Theologie beschäftigt sich mit dem „Symbol“, nicht mit der „Sache selbst“. Somit wird der kreationistische Ansatz abgewehrt, zugleich aber auch das Sonnensystem religiös betrachtet, ohne die Realitäten der Naturforschung zu leugnen.

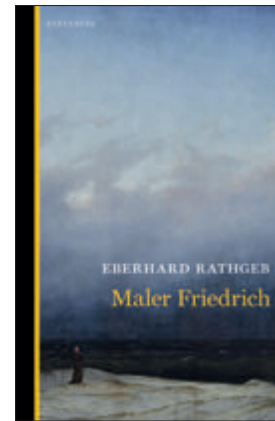
Gerhardt ist ein substanzielles Buch über einen hoch komplexen Dialog gelungen. Den Dialogpartnern hat Gerhardt dabei Treffliches ins Stammbuch geschrieben: der Theologie, dass sie sich eine „Separatperspektive“, ganz losgelöst von der Naturforschung, heute nicht mehr leisten kann. Der Naturwissenschaft, dass die „Grenzen der Vernunft“ anzuerkennen, durchaus rational ist.

Gewiss, eine anspruchsvolle Lektüre. Aber eben auch genau das, was gebraucht wird, um sich sowohl das (forschende) Staunen als auch das (glaubende) Wundern – und damit das Geheimnis der Schöpfung – bewahren zu können.

REINHARD LASSEK

Gewinnbringend

Das Religiöse in Friedrichs Werk



Eberhard Rathgeb:
Maler Friedrich.
Berenberg Verlag, Berlin 2023, 216 Seiten, Euro 28,-.

Ohne den Protestantismus wäre er ein anderer geworden“, schreibt Eberhard Rathgeb über Caspar David Friedrich, dessen 250. Geburtstag 2024 gefeiert wird. Wer im Laufe des Jubiläumjahres eine der großen Sonderausstellungen mit Werken des pommerschen Romantikers besucht, wird demnach auch der kulturellen Prägenkraft der Reformation ansichtig. Sie schlägt sich in Friedrichs Verständnis des künstlerischen Schaffensprozesses als eines „Transfers von innen nach außen“ nieder, wie Rathgeb überzeugend darlegt.

Es war, schreibt er, die protestantische Konzentration auf das im unvertretbar individuellen Verhältnis zu Gott stehende Subjekt, was dem Maler „den Innenraum“ aufgeschlossen hat, „in dem seine inneren Bilder hingen, die Originale, die er auf die Leinwand übertrug“. Die Spur des Göttlich-Absoluten, die sich etwa in seinen Landschaftsdarstellungen abzuzeichnen scheint, geht nicht auf eine objektive Schau zurück. Sie verdankt sich einer inneren Gefühlsbestimmtheit, die sich am äußerlich Gegebenen einstellte und den Maler darin zugleich mehr sehen ließ, als vor Augen ist.

Die Friedrichs Schaffen antreibende Differenz zwischen dem originären inneren Bild und dessen künstlerischer Darstellung hat aber auch eine bildkritische Pointe, in der sich ebenfalls seine protestantische Prägung zeigt. Im Anschluss an den Jener Kunsthistoriker Johannes Grave weist Rathgeb auf die grundlegende Bedeutung der Zeichnung „Alte Frau mit Sanduhr und Buch“ fürs friedrichsche Kunstverständnis hin. Sie enthält den Bibelvers „seelig sind, die / da glauben, ob sie / gleich nicht sehen“,

der eine reformatorische Grundüberzeugung, nämlich den Vorrang des unverfügbaren göttlichen Worts vor allen anderen Heilsmedien, zum Ausdruck bringt. Die prinzipielle Unsichtbarkeit dessen, was selig macht, relativiert die Heilsqualitäten des Kunstwerks, dem im Blick aufs Göttliche allein ein Zeichencharakter zukommen kann. Solchen Zeichencharakter aber hat es immer nur für das betrachtende Subjekt, wenn es sich denn durch das im Werk Ausgedrückte angesprochen erfährt. Dann führt der Friedrichs Kunst zugrundeliegende „Transfer von innen nach außen“ aufseiten ihrer Rezipienten zur umgekehrten Bewegung.

„Der Betrachter, den er sich für seine Kunst wünscht, vergisst nie, dass er ein Bild sieht“ und kein „Abbild der Natur“, schreibt Rathgeb. Was die Dinge eigentlich und an sich sind, bleibt für den Menschen unzugänglich – das wusste Friedrich, der wie seine romantischen Zeitgenossen ein Kind der Aufklärung war. Seine Bilder, das streicht Rathgeb treffend heraus, spiegeln auch die Erfahrung eines Verlustes wider, einer verlorengegangenen sinnhaften Einheit und metaphysischen Geborgenheit. Er war, heißt es, „der erste Maler, der die Natur so darstellte, als wäre die Geschichte der Menschen an ihr Ende gelangt“. Rathgeb sieht dies insbesondere in Friedrichs berühmter Darstellung des Eismees realisiert, in der er eine dystopische Szenerie entdeckt. Aus Friedrichs Werken spricht eben keine aus dem Vollen schöpfende Glaubensgewissheit, sondern eine gebrochene, unbehaust gewordene Form von Religion, wie sie für die Moderne spezifisch ist. Gerade das aber macht seine Kunst wohl bis heute für viele Menschen so anziehend – anziehender jedenfalls als manch andere gegenwärtige Ausprägung des Protestantischen.

Eine große Stärke von Rathgeb's Buch liegt in der Behutsamkeit, mit der er sich dem Religiösen in Friedrichs Werk annähert und es im historischen Kontext der beginnenden Moderne verortet. An manche der Bildinterpretationen, die bisweilen zu stark auf biografische Bezüge setzen, lassen sich sicher Anfragen richten. Misslich ist zudem die geringe Zahl von Abbildungen im Buch, konträr zur Vielzahl der Werkanalysen. Doch die gewinnbringende Lektüre kann das nicht schmälern – Rathgeb's Buch gehört 2024 zur Pflichtlektüre für alle Friedrich-Interessierten und alle, die es werden wollen.

KARL TETZLAFF

Morgen ist auch noch ein Tag

Der evangelische Film des Monats ist berührend und humorvoll, ohne sein Thema leicht zu nehmen. Er handelt von häuslicher Gewalt gegen Frauen und ihrer Rolle in der Familie und in der Gesellschaft im Italien der Nachkriegszeit. Die Hauptfigur wird unterdrückt und geschlagen, aber diese Szenen sind so klug inszeniert, dass sie immer erträglich bleiben. Der Film ist in Schwarz-Weiß gedreht, auch weil er das verlogene romantische Bild der Komödien aus den 1950er-Jahren angreift. Die Frauen bleiben aber nicht schwach, sondern wehren sich im Lauf der Handlung. Vielleicht war dieser Film auch deswegen die erfolgreichste italienische Produktion des Jahres.



118 Minuten, ab dem 4. April
Regie: Paola Cortellesi

La chimera

Der junge Engländer Arthur kann mit einer Wünschelrute antike Gräber in Italien aufspüren, die dann von seiner Bande geplündert werden. Arthur wird von Erinnerungen an seine verstorbene Geliebte geplagt und lässt sich trotzdem auf eine Beziehung mit einer jungen Gesangsschülerin ein. Das ist der grobe Rahmen für einen Film, der ganz und gar bezaubernd ist. Die Regisseurin Alice Rohrwacher hat schon mit „Glücklich wie Lazzaro“ gezeigt, dass sie gleichzeitig realistisch und märchenhaft erzählen kann, und auch hier ist nicht immer klar, was eigentlich passiert, aber schon die Art, wie ein Dorffest oder eine antike Statue inszeniert sind, macht den Film zu einem Vergnügen.



130 Minuten, ab dem 11. April
Regie: Alice Rohrwacher

Evil does not exist

„Drive my car“ war vor drei Jahren ein großer internationaler Erfolg und erhielt den Oscar für den besten internationalen Film. Der neue Film des Regisseurs Hamaguchi ist beim Festival in Venedig ausgezeichnet worden. Er handelt von einem Mann und seiner Tochter, die in einem Dorf in der Nähe von Tokio in der Tradition ihrer Vorfahren und im Einklang mit der Natur leben. Dann sollen bei ihrem Dorf Camping-Unterkünfte aufgebaut werden, Luxus-Camping-Hütten für Urlauber aus der Stadt. Aber diese Unterkünfte werden negative Auswirkungen auf die Umwelt und die Lebensform der Dorfbewohner haben. Ein ganz besonderer Film, schon wegen seiner Themen und seiner Bilder.



106 Minuten, ab dem 18. April
Regie: Ryūsuke Hamaguchi

Zwei Frauen leiten das GEP



Foto: epd

In einem Gottesdienst in Bad Homburg wurden Medienmanagerin Ariadne Klingbeil (50, rechts) als kaufmännische Geschäftsführerin und Stefanie Schardien (48, links) als theologische Geschäftsführerin des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP) in Frankfurt am Main eingeführt. Sie leiten als gleichberechtigte Doppelspitze das GEP, unter dessen Dach unter anderem die Zentralredaktion des *Evangelischen Pressedienstes* (epd) und die Redaktion des Magazins *chrismon* sitzen. Verabschiedet wurden GEP-Direktor Jörg Bollmann (66) und Verlagsgeschäftsführer Bert Wegener (67) und der EKD-Medienbeauftragte Markus Bräuer (56), dessen Funktion nun Stefanie Schardien mit übernimmt.

Von London nach Wittenberg

Die promovierte Theologin Anna Krauß, die Generalsekretärin des Rates lutherischer Kirchen Großbritanniens ist, wird ab 1. September das Zentrum des Lutherischen Weltbundes (LWB) in Wittenberg leiten. Die 36-Jährige

folgt Pastorin Inken Wöhlbrand nach. Das Zentrum wurde 2008 gegründet. Es führt mit weltweiter Ausrichtung internationale Seminare zu lutherischer Theologie, begleitet internationale Besuchergruppen und arbeitet im Bereich der internationalen theologischen Fortbildung.

Baden: Neuer Pressesprecher

Stefan Herholz, Redaktionsleiter beim Märkischen Zeitungsverlag im westfälischen Lüdenscheid, ist neuer Pressesprecher der badischen Landeskirche. Der 51-Jährige ist Nachfolger von Daniel Meier, der im September zur rheinischen Landeskirche wechselte. Die badische Landeskirche, die den westlichen Teil Baden-Württembergs umfasst, hat 1,06 Millionen Mitglieder.

Württemberg: Neuer Cheftheologe



Foto: privat

Jörg Schneider, Referent für Theologie, Kirche und Gesellschaft im württembergischen Oberkirchenrat, wird im Sommer Leiter des Dezernats für Theologie, Gemeinde und weltweite Kirche. Der 53-Jährige folgt Ulrich Heckel nach, der in

den Ruhestand geht. Heckel war auch Vorsitzender des Verwaltungsrates von *zeitzeichen*. Jörg Schneider studierte Theologie in Tübingen, Jerusalem und Berlin. Von 1998 bis 2004 war er im interdisziplinären Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ tätig. Schneider promovierte über das Thema „Religion in der Krise. Die bildenden Künstler Max Beckmann, Otto Dix und Ludwig Meidner meistern ihre Erfahrung des Ersten Weltkriegs“. Er habilitierte sich in Tübingen in der Praktischen Theologie und war Professor an der Evangelischen Hochschule Moritzburg und der Evangelischen Hochschule Dresden im Campus Moritzburg. Die württembergische Landeskirche, die die Region zwischen Schwarzwald und Donau umfasst, hat 1,8 Millionen Mitglieder.

Kurschus wird Pfarrerin in Bethel

Die frühere EKD-Ratsvorsitzende und Präses der westfälischen Landeskirche Annette Kurschus ist als Pfarrerin zu den v. Bodelschwinghschen Stiftungen in Bielefeld-Bethel gewechselt. Nach Vorwürfen mangelnder Transparenz im Umgang mit einem mutmaßlichen Missbrauchsfall an ihrem früheren Arbeitsort Siegen hatte Kurschus am 20. November ihre kirchlichen Leitungämter niedergelegt. In Bethel hat sie den Vorsitz der Ethikkommission übernommen. In dieser Funktion wird die 61-Jährige die ethischen Positionen des Diakoniewerkes in kirchlichen und gesellschaftlichen Debatten

ANGEZEIGT

Prostitution

Zur (Un-)Sichtbarkeit der (Zwangs-)Prostitution in der Strafrechtspflege. Hilft ein Sexkaufverbot? Unter dieser Überschrift hat die Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) eine Publikation zur Diskussion der Frage veröffentlicht, ob sich Prostitution und Menschenhandel mithilfe eines Sexkaufverbots nach dem „Nordischen Modell“ eindämmen lassen.
www.kas.de/de/publikationen

vertreten. Außerdem leitet sie das Haus der Stille und ist Seelsorgerin im Hospiz. Das 1867 gegründete diakonische Werk Bethel ist mit mehr als 24 000 Beschäftigten eine der größten diakonischen Einrichtungen Europas.

Von Pullach nach Braunschweig

Detlef Dieckmann, der elf Jahre lang das Theologische Studienseminar der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Pullach bei München leitete, hat am 1. April für ein Jahr die Professur für Biblische Theologie und ihre Didaktik an der Technischen Universität Braunschweig übernommen. Das Pullacher Seminar bietet Seminare und Online-Kurse für Geistliche und andere kirchliche Mitarbeitende.

Missbrauch: Kritik an Bremens Kirche

Eine wissenschaftliche Analyse zu sexualisierter Gewalt in der Bremischen Evangelischen Kirche (BEK) hat ergeben, dass Pfarrer Günter Abramzik (1926–1992), der zwischen 1958 und 1992 Domprediger war, mindestens 17 Jungen sexuell missbrauchte. „Ein Betroffener hatte bereits 2010 die von dem Domprediger verübte sexualisierte Gewalt der Bremischen Evangelischen Kirche gemeldet“, heißt es in der Tiefenanalyse, die im Auftrag der BEK erarbeitet wurde. Zwar habe der Betroffene den Umgang der Kirche mit ihm als respektvoll empfunden, aber im weiteren Verlauf sei nicht versucht worden, andere Betroffene ausfindig zu machen. Der leitende Geistliche der BEK, Bernd Kuschnerus, bedauerte, dass die Kirche trotz ihres „obersten Ziels, immer an der Seite der Betroffenen zu stehen, in der Vergangenheit Fehler gemacht“ hätte.

Missbrauch: Neues Disziplinarrecht?

Im Zuge der Debatte über den Umgang mit Betroffenen sexualisierter Gewalt plant die EKD Änderungen des Disziplinarrechts für Pfarrer. Sie „sollen betroffene Personen vom Objekt zum Subjekt machen“, sagte die Präses der Synode der EKD Anna-Nicole Heinrich dem *Evangelischen Pressedienst (epd)*. Die Gesetzesänderung wird den Landeskirchen zur Stellungnahme vorgelegt und der EKD-Synode im November zur Abstimmung.

Foto: picture alliance/epd-bild



Quinton Cesar wurde durch seine Predigt beim Nürnberger Kirchentag 2023 bekannt. Der 39-Jährige, der in Südafrika aufwuchs, ist Pastor im ostfriesischen Wiesmoor.

„Abstammungs- und Blutgemeinschaft“

„Der christliche Schöpfergott“ gehe „von der Existenz unterschiedlicher, voneinander getrennter Völker als Abstammungs- und Blutgemeinschaft“ aus. Das hat die Gruppe „Christen in der AfD“ in einem Offenen Brief an die katholische Deutsche Bischofskonferenz (DBK) behauptet. Mit dem Schreiben reagierten die AfD-Christen auf die Feststellung der DBK, dass „völkischer Nationalismus und Christentum unvereinbar“ und die Wahl rechtsextremer Parteien für Christen „nicht wählbar“ sind. Das gelte auch für die AfD, in der nach Auffassung der Bischöfe „eine völkisch-nationalistische Gesinnung“ dominiert. Der Vorsitzende des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU, Thomas Rachel, warf den AfD-Christen eine „geradezu blasphemische Verzerrung“ der biblischen Botschaft vor und wies darauf hin, dass die Bezeichnung von Völkern als „Blutgemeinschaft“ nicht zufällig an „NS-Vokabular“ erinnere. Die amtierende EKD-Ratsvorsitzende Kirsten Fehrs erinnerte an den Aufruf der EKD-Synode vom Dezember, „ausschließlich Parteien aus dem demokratischen Spektrum zu wählen, die sich für eine offene Gesellschaft der Vielfalt und ein gerechtes, demokratisches Gemeinwesen einsetzen“.

EKD-Friedensbeauftragter: Weiter für Verhandlungen einsetzen

Der EKD-Friedensbeauftragte und mitteldeutsche Landesbischof Friedrich Kramer hat zum zweiten Jahrestag des russischen Überfalls auf die Ukraine erneut dazu aufgerufen, alles dafür zu tun, dass es zu Verhandlungen kommt. Auch wenn diese „vielen kaum möglich erscheinen, so sind sie doch der einzige Weg, das Töten zu beenden“, betonte Kramer in Bonn.

Westfälische Landeskirche: Präsenswahl im November

Die westfälische Landessynode wird im November über die Nachfolge der zurückgetretenen Präses Annette Kurschus entscheiden. Nach der Wahl soll das Präses-Amt neu zugeschnitten werden. Bisher steht der oder die westfälische Präses nicht nur der Kirchenleitung und dem Landeskirchenamt vor, was auch in anderen Landeskirchen Bischöfinnen und Bischöfe tun, sondern auch der Landessynode. Bis zur Wahl im November amtiert der theologische Vizepräsident Ulf Schlüter (62) als kommissarischer Präses.

Mitten in Berlin – lebendige Kunst

Zwölf Variationen zur Auferstehung in der Parochialkirche

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Die Parochialkirche ist eine der eindrucklichsten Kirchen im Berliner Stadtzentrum: 1695 bis 1705 als Zentralbau auf dem Grundriss eines griechischen Kreuzes mit vorgelagertem Portikus erbaut, wurde sie 1944 bis auf die Grundmauern zerstört. Der Wiederaufbau in den 1980er-Jahren und um 2000 zeigt sie äußerlich wiederhergestellt, innerlich in ihrer backsteinsichtigen Blöße als vernarbtes Refugium. Hier hat eine Ausstellung Platz gefunden – „Kunstraum Parochial. Zwölf Variationen zur Auferstehung“ –, die die Kirche zum Ort des künstlerischen Dialogs zwischen Heilsversprechen und globaler Wirklichkeit werden lässt. Wie das 1961 aus Schrott gefertigte Triumphkreuz von Fritz Kühn (1910–1967) symbolhaft veranschaulicht, stehen auch die „Zwölf Variationen zur Auferstehung“ für die Auseinandersetzung mit der Wirkmächtigkeit des Heiligen in einer zerrissenen Zeit.

Albrecht Henkys hat die Ausstellung verantwortet, vormals umtriebiger-unkonventioneller Kurator der Nikolaikirche als Teil des Berliner Stadtmuseums. Wo dort einst in einer barocken Grabkapelle ein imposantes Ölbild prangte „Christus im Moment der Auferstehung“ – eines der reifsten Ba-

rockdokumente seiner Gattung in Berlin-Brandenburg –, gab es nach dem Krieg eine großflächige Leerstelle. Diese neu zu füllen, beauftragte Henkys mit Ermutigung von Hans Scheib zwischen 2021 und 2023 vierzehn verschiedene, namhafte Künstlerinnen und Künstler – und niemand von ihnen ließ sich lange bitten. Die zwölf entstandenen Werke kleiden nun den nackten Raum der Parochialkirche auf einzigartige Weise – so, dass der Eindruck entsteht, Kunst und Raum wären füreinander geschaffen. In drei der vier Konchen (Wandnischen) sind jeweils zwischen den hoch aufragenden Rundbogenfenstern vier Werke zu sehen. In der Nordkonche als Begegnung mit Sehnsucht und Wirklichkeit Werke von Christa Jeitner, Sabine Herrmann, Doris Leue und Helen Verhoeven. In der Ostkonche als Begegnung mit Licht und Schatten Werke von Nikolai Makarov, Johanna Staniczek, Klaus Killisch/Markus Rheinfurth und Thomas Lucker. In der Südkonche als Begegnung mit Vision und Gegenwart Werke von Hans Scheib/Robert Weber, Volker Henze, Rebecca Raue und Helge Leiberg.

Das Besondere dieser Ausstellung liegt zuallererst in der kraftvollen Ansprache eines

jeden Werkes begründet, die für sich nicht unbedingt einer Erklärung bedürfen. Dennoch sind in einem ästhetischen Taschenkatalog anregende Impulse dafür gegeben. Neben der im Spiegel der Biografien hohen Authentizität und der von individueller Intensität geprägten Kraft aller Werke, die leuchtet und einen bestärkt weiterziehen lässt, ist es vor allem aber die wirkmächtige Verschränkung von Raum und Zeit. Räumlich ist es die Verflechtung des ästhetisch-architektonischen mit dem theologischen: Über dem Grundriss des Kreuzes erhebt sich die Auferstehung. Aus einer Form. In vielerlei Gestalt.

Hoffnung auf Zukünftiges

Zeitlich ist es die visionäre Auseinandersetzung mit dem einzigartigen dritten Element: Alle Bilder widmen sich der Kraft der Auferstehung – jenem Moment, den darzustellen eigentlich unmöglich ist, weil alles in Geburt und Tod seinen Anfang und sein Ende nimmt. Hier wird der Dreh- und Angelpunkt einer Weltsicht in den Blick genommen, den man glauben kann – oder nicht. So oder so verkörpert er eins: Hoffnung auf Zukünftiges. Die spiegelt sich hier – Dank wirklich starker Künstlerinnen und Künstler – besonders. Hilfreich bei der Betrachtung ist die Orientierung im Raum und die bewusste Wahrnehmung der Hängung der Quartette in den jeweiligen Konchen, die trotz substanzieller Autonomie aus der Aufgabenstellung heraus jeweils interessante Bezugspunkte zueinander aufweisen – sei es farblich oder ikonografisch, weltanschaulich oder konzeptionell. In der Ostkonche fällt auf, wie hier im aufgehenden Licht das Licht selbst markante Bedeutungsschiffre ist. Im Gegenüber von Nord- und Südkonche eröffnet sich ein facettenreiches Wechselspiel von Leere und Fülle, farblicher Reduktion und paradiesischer Sinnlichkeit. ◀



Foto: Ralf Klöden

Kunstraum Parochial. Bis 20. Mai 2024. Parochialkirche Berlin, Klosterstraße 67, 10179 Berlin. Geöffnet Mo–Fr 10–16 Uhr und Sa–So 13–16 Uhr, Eintritt frei. Katalog drei Euro.

Kraftvolle Ansprache: Ausstellung in der Parochialkirche.

• Auf die Frage, sie sei mit 16 von zu Hause weggelaufen und ob das eine Flucht vor irgendwas oder eine Sehnsucht gewesen wäre, antwortet die Schriftstellerin Irene Dische im *Süd-deutschen Magazin*: „Ich wollte eine echte Amerikanerin werden, anders als meine Eltern, und Colorado entsprach meiner Vorstellung vom echten Amerika ... Ich wollte in die Berge. An einer roten Ampel stand ein Auto, ich klopfte und fragte, ob der Fahrer nach Aspen fahre. Er nickte. Er fuhr sechs Stunden, sehr langsam, und erzählte mir, er sei als Schwerverbrecher am Abend vorher aus der Haft entlassen worden, habe aber im Gefängnis Christus gefunden. Er war auf dem Weg zur Kirche gewesen, als ich an

sein Fenster klopfte. Er wisse, dass ich ein Engel sei, ein Test von Gott, und er wolle diesen Test bestehen.“

• „Mrs. Touchet überquerte nur selten den Fluss. Als Henry und sie sich nun dem südlichen Ufer näherten – und das Metropolitan Tabernacle in Sichtweite kam –, wurde sie von Unruhe befallen. Sie hatte natürlich schon von diesem Monument des protestantischen Glaubens gehört, doch sein Ausmaß entsetzte sie. Vom Wasser aus wirkte es eindrucksvoll, beinahe so groß wie der Vatikan. Kaum hatten sie ihn jedoch betreten, erwies sich der Bau als tröstlich rational und ohne jede Schönheit, so wie der Protestantismus selbst“, so Zadie Smith in *Betrug*.

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Tagung für Studierende und „ältere Semester“

Reformierte Protestanten, die in der Tradition des Genfer Reformators Johannes Calvin stehen, bilden in Deutschland eine Minderheit. Weltweit ist das anders. Sie haben Länder wie die Schweiz, Schottland, die Niederlande, Südafrika und die USA stark geprägt. Bei dieser Tagung, die „für Studierende, aber auch für ältere Semester konzipiert“ ist, wird gezeigt, was Reformierte unter „Bekenntnis“ verstehen. Dabei wird auch gefragt, ob die Wirtschaftsordnung Gegenstand eines Bekenntnisses sein kann. Beleuchtet wird, was reformierte Bekenntnisse zum Verhältnis von Kirche und Staat aussagen. Und es geht um die reformierte Prädestinationslehre, die in der Kirchengeschichte zu scharfen Auseinandersetzungen führte. **„Wir, hier, jetzt – bekennen dies!“ Reformiertes Bekenntnis – Reformierte Bekenntnisschriften. Internationale Reformierte Sommeruniversität 2024**
30. Mai – 1. Juni, Universität Siegen, E-Mail: schwarz@evantheo.uni-siegen.de, www.reformiert-info.de/Reformierte_Sommeruniversitaet-36122-0-1.html


Großer Theologe, origineller und vitaler Mensch

Der Schweizer Karl Barth (1888–1968), der auch in Deutschland tätig und einflussreich war, gehört zu den bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts. Aber er unterschied sich von seinen Kollegen nicht nur theologisch, sondern auch durch eine originelle und vitale Persönlichkeit. Barth zeigte eine humane Haltung, als er zum Beispiel während des Zweiten Weltkriegs die restriktive, jüdenfeindliche Flüchtlingspolitik der Schweizer Regierung bekämpfte. Bei dieser Tagung wird die Bedeutung von Humanität in seinem Lebenswerk beleuchtet. Es geht um Barths Verständnis von „Humanität als Werk des Heiligen Geistes“ wie sein Verständnis des Gebets. Beleuchtet wird die Beziehung zwischen Barth und Bonhoeffer. Liberalen Theologen galt und gilt Barth als „neoorthodox“. Der Basler Theologe Georg Pfeleiderer wirft in diesem Zusammenhang „einen anderen Blick“ auf Barths Theologie. **Spiegelungen von Humanität. Christliche Existenz heute**
54. Internationale Karl-Barth-Tagung
15.–18. Juli, Konferenzzentrum Chrischona bei Basel, www.karl-barth-tagung.de

Der Wellen-Claus

REINHARD MAWICK

Es kann sein, dass das böse Wort „Wellenstreik“ noch gar nicht ganz in Ihre Gehirnwindungen gedungen ist, weil sich die Lokführer doch noch im Lenzmonat mit der Bahn geeinigt haben. Ich befürchte nein. Aber selbst wenn nicht, mir ist es eigentlich egal. Warum? Glauben Sie's oder glauben Sie's nicht: „Ich heiße Claus!“, sagte der ansonsten so ruppig und unnahbar wirkende GDL-Boss, als ich ihn etwas schüchtern in einer Kneipe im Regierungsviertel angesprochen hatte („Entschuldigen Sie, Sie sind doch Herr W...“). – „Er hatte lässig abgewinkt, sichtlich müde und offenbar allein in dieser dunklen Kneipenecke vor einem Tee sitzend, und verwies einladend auf den Stuhl gegenüber: „Setz dich!“ – „Ich heiße Reinhard“, sagte ich geistesgegenwärtig, setzte mich, und weil ich ein freundlicher und empathischer Mensch bin, redete ich in einem fort, dass ich seine Forderungen verstünde und dass bei so einem Job eigentlich eine 32-Stunden-Woche auch reichen würde. Es freute ihn sichtlich. Also fasste ich Mut: „Claus, eine Bitte: Am nächsten Montag muss ich zu einer Verabschiedung und Einführung geschätzter Kolleg:innen weit reisen. Wäre es vielleicht möglich, dass da kein Wellenstreik ...“ – Er unterbrach: „Klar, ich bin doch kein Unmensch. Welcher ICE und wann?“ Er notierte die Zugnummer, die ich schnell vom Smartphone gespickt hatte. – „Der wird fahren, mein Freund!“ Dann schrieb er mir seine Mobilnummer auf einen Bierdeckel: „Wenn Du was Wichtiges hast, ruf einfach durch – ich sehe, was geht. Da machen wir doch keine Welle, hohoho ...“.

Und? Glauben Sie's oder glauben Sie's nicht: Besagter Montag war tadellos, und auch Mittwoch fuhr der 15.45-er „Berlin-Hannover“ ohne Mucken. Dabei hatte ich Claus nur die ICE-Nummer mit einem „LG Reinhard“ simsien können, weil bei ihm dauernd besetzt war. Super! Also, liebe Bahnleidende, der Claus ist gar nicht so, und wenn Ihr's auch versuchen wollt, seine Nummer lautet ... Ach, verdammt, Datenschutz! Und außerdem geht mein Platz gleich zuende. Sorry! 

In der nächsten Ausgabe



Foto: dpa

Wohin steuert unsere Demokratie?

Vor 75 Jahren, genauer gesagt am 23. Mai 1949, trat das Grundgesetz in der damaligen Bundesrepublik in Kraft. Seit 1990 gilt es in ganz Deutschland. Aus diesem Anlass beleuchten wir in unserem Mai-Schwerpunkt den Umgang mit unserer Verfassung und den Organen unserer parlamentarischen Demokratie, aber auch die Gefahren, denen unsere Demokratie derzeit ausgesetzt ist. Der Jurist Jochen Teurer beschreibt die Machtverschiebung zwischen den staatlichen Gewalten in der Bundesrepublik Deutschland, der Journalist Frank Jansen die Rolle der Zivilgesellschaft im Kampf gegen die Feinde der Verfassung. *Zeitzeichen*-Redakteur Stephan Kosch erläutert, wie Kirche und Diakonie in Ostdeutschland für die Demokratie kämpfen. Zudem befragen wir unterschiedliche Menschen nach möglichen Verbesserungen im Grundgesetz. Im Interview sprechen wir mit der langjährigen Politik-Journalistin Elisabeth Niejahr, die bei der Hertie-Stiftung den Bereich „Demokratie stärken“ leitet.

Zukunft der Kasualien

Einladen oder zulassen? Vor dieser Frage stehen viele, die in unserer Kirche taufen, trauen oder beerdigen. Beate Hofmann, Bischöfin der kurhessischen Kirche in Kassel, fragt nach der Logik, die den Kasualien unserer Kirche zugrunde liegen, und wie sie sich verbinden lassen.

Caspar David Friedrich

Kurz nach seinem Tod war er so gut wie vergessen. Kein Hahn krächte nach dem zu Lebzeiten durchaus bekannten, wenn auch etwas verschoben wirkenden Maler Caspar David Friedrich (1774 bis 1840). Das hat sich gewaltig geändert. Anlässlich des 250. Geburtstages des Malers präsentieren vier Ausstellungen deutschlandweit seine Werke, Sachbücher über ihn werden zu Bestsellern. Wer war der Maler, dessen Bilder die Sehnsucht nach einer heileren Welt atmen und der Antworten im Religiösen fand? Der Hamburger Journalist Uwe Michelsen liefert eine Annäherung.

Barmen aus heutiger Sicht

In Wuppertal-Barmen traten Ende Mai 1934, vor 90 Jahren, 139 Synodale in der ersten Reichsbekennnissynode zusammen. Sie verabschiedeten unter anderem die berühmte Theologische Erklärung. Für die große Mehrheit der Delegierten von Barmen war es offenbar kein Problem, den Kampf für eine freie Kirche mit einer Zustimmung zum Nationalsozialismus in Einklang zu bringen. Eine Würdigung des Ereignisses von Thomas Schneider, Akademischer Direktor des Instituts für Evangelische Theologie der Universität Koblenz.

Exklusiv für **zeitzeichen**-Abonnenten

10% Rabatt auf alle Artikel¹ im Komm-Werbedienst-Shop^{2/3}

In diesem Shop finden Sie Artikel zu den folgenden Themen:

- Öffentlichkeitsarbeit
- Karten
- Kalender, Kirchenjahr
- Advent und Weihnachten
- Pilgern und Beten
- Geschenke für viele Anlässe
- Fundraising
- Fahnen, Plakate, Broschüren
- Trauer
- Taufe und Konfirmation
- Kinder
- Reformation



Das Angebot des Shops finden Sie unter:
www.komm-webshop.de
 Oder bestellen Sie unter Tel. 0521/94 40 220
 einen aktuellen Katalog mit Stichwort „zeitzeichen“



Kirchen-Ei
 BestellNr. 901138



Engel-Reflektor
 BestellNr. 9401510



Handkreuz
 BestellNr. 303802



Edelstahlbecher wertvoll
 BestellNr. 507143

- 1 Bücher ausgenommen (Preisbindung)
 - 2 Bis zu einem Bestellwert von 500,- Euro innerhalb eines Kalenderjahres
 - 3 Bereits rabattierte Produkte sind von dieser Aktion ausgeschlossen
- *Ihre Kundennummer (10-stellig) finden Sie entweder auf der Rechnung oder über der Versandadresse auf Ihrem Heft

Bestellcoupon



Tel. 0521 / 94 40 - 220
 Fax 0521 / 94 40 - 221

www.komm-webshop.de
info@komm-webshop.de

WerbeDienst-Vertrieb
 in der Luther-Verlag GmbH
 Buddestraße 15
 33602 Bielefeld

Um die o. g. Konditionen zu erhalten, sind Bestellungen nur über diesen Coupon möglich – bitte auch unbedingt Ihre Kundennummer* eintragen.

Versandkosten (Porto und Verpackung) kommen zu den angegebenen Preisen hinzu. Bei Inlandsbestellungen berechnen wir eine Pauschale von 4,50 € pro Auftrag und Lieferadresse. Ausgenommen davon sind Sperrgut-Sendungen, für die Versandkosten in Höhe von 29,50 Euro pro Sendung anfallen. Die Kosten für Auslands- oder Express-Sendungen werden nach Aufwand berechnet.

Stück	Artikel	Bestell-Nr.	Stückpreis
1	komm-Katalog	-	-

Ihre zeitzeichen-Kundennummer* (unbedingt angeben!)

Name/Vorname

Institution

Straße/Hausnr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Ort/Datum

Unterschrift

STEINBRUCH **CHORAL** BEKENNTNISLIED FREUDEN
LIED TRÖSTEND SEHNSUCHTSLIED FRÖHLICH MA
CHEND ENTSPANNUNGSLIED KRAFTLIED TANZLIED
STÄRKEND BERUHIGEND VERTRAUENS LIED KAMPF
LIED MUTLIED AUFMUNTERND **CHORAL** PROVO
ZIEREND EMPFINDUNGSLIED VERBUNDENHEITSLIED
STÄRKUNGSLIED MUSSELIED MICH LIEBEND AUS
DRUCKSLIED TRADITIONSLIED FAMILIENLIED LIE
BESLIED **CHORAL** BESEELEND MOTIVATIONS
LIED TROSTLIED VERBUNDENHEITSLIED
GLAUBENS LIED ERWECKUNGSLIED WUNDERLIED
I. MITTWOCH IM MONAT
AUF
LIED **CHORAL** BERÜHREND
BEWUSSTSEINSLIED SCHLAFLIED MORGENLIED
ERINNERUNGSLIED BEWEGUNGSLIED **CHORAL**
STIMMUNGSLIED ERMUNTERUNGSLIED UNIVER
SUM ANIMIEREND REFLEKTIONS LIED VERSTÄN
DIGUNGSLIED GÖSTLICH ABENDLIED VERBUN
DENHEITSLIED **CHORAL** SPÜRBAR GEWISSHEITSLIED
LIED BELEBEND BERÜHRUNGSLIED MUTMACH
LIED GEFÜHLSLIED KONZENTRATIONSLIED VERZAU
BERUNGSLIED BERGEND ERLEICHTERUNGSLIED
ENTSPANNUNGSLIED **CHORAL** SCHATZKAMMER

LIEDERBUCH
CHORAL-JUBILÄUM 2024

MIT-HERZ-UND-MUND.DE

ERLEBEN
MITMACHEN
VERSTEHEN

 Deutschlandfunk Kultur


EKD
KULTURBÜRO

